
NEUE JLLUSTRIERTE
Nummer 9 · 15. Jahr · 27. Februar 1960 · 50 Pfennig · G 5155 C
Engl. sh 1/3; Schwed. Kr. 0,85 + oms.; Frankr. NF 0,70; Holl. cts 60; Österr. S. 4,—; Schweiz Rp. 60
Wird Nadja Kronprinzessin?
Die Memoiren des Hofrats Otto Groha werden verfilmt. Für die Rolle der Cecilie steht Nadja Tiller in der engsten Wahl
In diesem Heft schreibt Otto Groha:
Der braune Prinz
Nadja Tiller

# PRISMA UNSERER TAGE

### *Kein Schnupfen mehr?*

Englische Mediziner behaupten, es sei ihnen nach 13jährigen wissenschaftlichen Versuchen gelungen, das Schnupfen-Virus außerhalb des menschlichen Körpers zu entwickeln. Dieses Virus im Menschen selbst zu züchten, ist nicht schwer. Man braucht sich nur naßregnen zu lassen oder sich leicht gekleidet einem kalten Wind auszusetzen. Mit Niesen beginnt es. Aber niemand weiß im voraus, ob es harmlos ausgeht. Das Schnupfen-Virus außerhalb des Körpers zu züchten, das konnte bisher niemand. Sollte das jetzt gelungen sein, woran nicht zu zweifeln ist, und sollte damit bald ein Gegengift gegen den Schnupfen gefunden werden, dann ist der Menschheit ein großer Dienst erwiesen. Wer dann noch niesen will, der muß zum Schnupftabak unserer Altvordern greifen. Einstweilen aber müssen wir uns beim Schnupfen noch einen Packen Papiertaschentücher einstecken und zu scharfen Getränken unsere Zuflucht nehmen.

### *Trujillo und die Seinen*

In Südamerika werden, wie man weiß, besondere Formen von Demokratie praktiziert, die interessanteste in der Dominikanischen Republik, wo Rafael Trujillo ein Regiment aufgerichtet hat, das die seltsamsten Früchte trägt. Die Gegner dieser Herrschaft erzählen schauderhafte Einzelheiten, aber als jetzt Venezuela bei der „Organisation Amerikanischer Staaten" gegen die Verletzung der Menschenrechte aufbegehrte — es war die Rede von der Verhaftung Tausender —, erklärte ein Gemütsmensch, der die Dominikanische Republik vertritt, es sei nicht ganz so schlimm. Aber auch ein Diktator hat seine Sorgen. Bei ihm sind's die Kinder. Das Töchterchen Flor de Oro, geschiedene Rubirosa (ja, der), hat in weiteren sechs Ehen kein rechtes Glück gefunden. Dafür trägt der Sohn Rafael seinen zweiten, heldischen Vornamen Leonidas zu Recht, wenn auch die Felder, auf denen er seine Triumphe erringt, mit der Verteidigung der Thermopylen nicht viel gemein haben. Er ist ein wackerer Streiter um die Gunst von Filmdiven. Seine Waffen sind außer seinem unbedeutenden persönlichen Charme Chinchilla-Mäntel und Sportwagen, und wieviel er hier in die Schanze wirft, geht aus einem leisen Vorwurf Washingtons hervor: Die Beträge, die dieser Heldenjüngling für die Gunst seiner Schönen ausgibt, erreichen etwa die Höhe der amerikanischen Militärhilfe an das Reich Trujillos.

### *Gelegenheitskauf*

Man hat schon davon gehört, daß Bahnhöfchen zum Verkauf standen. Es ist eine bestrickende Vorstellung, sich eine kleine Station zu kaufen samt allem, was dazugehört: dem zirpenden Meldewerk, dem Messingtelegrafen, den Geranien im Sommer und den Kürbissen im Herbst. Man kann an den Fahrkartenschrank gehen und sich 1. oder 2. Klasse bedienen, und man kann im Wartesaal mit dem alten Ofen auf einen Zug warten, der nie mehr kommt. So etwas ist ein Gelegenheitskauf, aber was soll man erst zu der Chance sagen, die einem die britische Admiralität bietet! Sie stellt ihr Schlachtschiff „Vanguard" zum Verkauf. Zwar haben sechs junge Leute ein erstes Angebot gemacht und einen Scheck über fünf Pfund als eine Anzahlung beigefügt — was für junge Leute etwas heißen will —, das aber ist möglicherweise nicht ganz ernstzunehmen. Daß aber Herr Onassis, der sich's doch wirklich leisten könnte, nicht zugreift und das gute alte Ding zu einer Jacht umbaut, ist schwer zu begreifen. Übrigens: Vanguard heißt Vorhut. Fein, wenn das nur der Anfang des großen Verschrottens wäre.

NEUE JLLUSTRIERTE

**Das letzte Bild der Königin vor ihrer schweren Stunde:** Königin Elisabeth II. lächelte noch einmal in die Objektive der Fotoreporter, als sie eine Spazierfahrt machte. An ihrer Seite blinzelte ihr Lieblingshund durch das Fenster des Autos. Die Tatsache, daß sich die Geburt entgegen früheren Erwartungen etwas verzögerte, ließ mitfühlende, erfahrene Mütter glauben, daß das dritte Kind der Königin wieder ein Junge sein werde. Tagelang warteten Hunderte von Menschen vor den Toren des Buckingham-Palastes, wo das Ereignis wenige Minuten nach der Geburt angeschlagen wird, um die Nachricht so früh wie möglich zu erfahren. Nach einem besonderen königlichen Dekret sollen die Nachfahren des dritten Kindes, sofern sie nicht im Prinzenstand sind, den Namen Mountbatten-Windsor führen. Damit wird der anglisierte Name des deutschen Adelsgeschlechtes von Battenberg, dem der Gatte Prinz Philip entstammt, in die Genealogie des britischen Königshauses aufgenommen.

**In einem Taxi** fährt die grauhaarige Schwester Helen Rowe (ganz links) zum Buckingham-Palast. Sie stand Elisabeth II. schon bei der Geburt des Prinzen Charles und der Prinzessin Anne zur Seite.

# Ganz England wartete...

## LESERBRIEFE

Betrifft Ihren Bildbericht: „Petroleum gegen Krebs": Da ich mich als Arzt speziell für dieses Thema interessiere, bitte ich Sie sehr um Mitteilung, bei welchen Forschungsstellen ich mich über dieses Problem informieren kann.

Dr. med. Eugen Caspari, Traben-Trarbach

**Anmerkung der Redaktion:**

**Auf unsere Reportage „Petroleum gegen Krebs" sind so viele Anfragen eingegangen, daß wir kaum jede einzelne beantworten können. Leider kann die Redaktion der „Neuen Illustrierten" keine Einzelheiten über die Behandlung von Krebs durch Petroleum mitteilen und auch keinen deutschen Fachmann angeben. Der international angesehene Krebsspezialist Professor Wladimir Bazala, zu erreichen über die Redaktion des „Globus", Masarykova 28 in Zagreb (Jugoslawien), kann vielleicht am ehesten Auskunft geben. Unser wissenschaftlicher Mitarbeiter Dr. Graupner wird in Heft 11 das Thema noch einmal behandeln.**

✱

*Petroleum gegen Krebs. Das ist kein neues Heilmittel. Ich habe vor 50 Jahren meine Großmama gefragt, wofür der Großpapa Eßlöffel Petroleum einnehme. Die Antwort: Der Großpapa hätte so schlimm mit Magensäure zu tun. Frau Tinmanns, Düsseldorf*

✱

In Ihrem Heft Nr. 7 bringen Sie einen „Leserbrief" von Frau Anneliese Brandscheid. Er betrifft die Bildserie der B.B. Ich möchte hier der „kleinen Brischitt" sagen, daß uns an ihr manches gefällt — den Männern die „Rundungen" und uns Frauen (bin 40 Jahre und Mutter zweier erwachsener Söhne) ihr Schmollmündchen, aber das mit ihrem Baby! Nein, Brischitt, das war nicht richtig. Hast Du damit denn so gute Geschäfte gemacht, daß Du Deine Reize, auch kurz nach der Geburt Deines Nicolas, nach einem so großen, heiligen Geschehen für eine Mutter (betone das Wort Mutter) der weiten Öffentlichkeit präsentiertest? Vielleicht bekommt B.B. diese Zeilen übersetzt und ist bei ihrem eventuellen zweiten Kind etwas mehr „in sich gekehrt", denn sie will doch nicht nur den „Herren der Schöpfung" gefallen, sondern auch uns Frauen, welche für sie eine gewisse Portion Sympathie aufbrachten, oder? Lilli Schwank, Kempten, Allgäu

✱

FRAU ANNELIESE BRANDSCHEID, STERKRADE, HAT MIR IN BEZUG AUF B.B. AUS DER SEELE GESPROCHEN.

FRAU HEDWIG ORTMANN, OSNABRÜCK




Kurz nach meiner Ankunft in meiner neuen Heimat begann ich Jünger zu werben für unser Altkölner Fest. Daß meine Bemühungen von Erfolg gekrönt waren, beweist Ihnen beiliegendes Foto. Meine amerikanischen Freunde kamen alle und verließen mein Haus erst, nachdem ich sie als Teilnehmer an allen folgenden Kölner Karnevalsbelustigungen in Winston-Salem gebucht hatte. Ich dachte mir, daß es vielen Kölnern Spaß machen würde zu erfahren, daß ich begonnen habe, die 330 000 Einwohner dieser amerikanischen Stadt einmal im Jahr nach kölscher Tradition „auf jeck" zu frisieren und sie ihre Dollarsorgen vergessen zu lassen.

Gertrud White,
Winston-Salem, North Carolina, USA

✱

*Farah Diba ist nun schon die dritte Frau, die diesem „kleinen Gott" (Schah Reza Pahlevi, d. Red.) geopfert wird, und niemand kann voraussagen, daß auch dieses Opfer gelingt. Ich habe mich schon oft gefragt, ob man noch nicht daran gedacht hat, daß der „Gott" daran die Schuld haben könnte? Edmund Beyer, Schwetzingen*



**Party oder ... Pulverfaß?** Das war für viele der 500 prominenten Gäste, die auf Einladung des monegassischen Fürstenpaares zum traditionellen „Rosenball" nach Monte Carlo gekommen waren, die prickelnde Frage hinter der festlichen Kulisse. Die Atmosphäre schien zu knistern, als zwei „Königinnen" sich in vollendeter Pose die Hände reichten und die Wangen zum Kuß darboten (oben und rechts). Eine Szene, wie sie filmgerechter in keinem Hollywood-Studio abgelaufen wäre: Die glutvolle, unberechenbare Ava Gardner und der Ex-Star mit der linnenreinen Film-Vergangenheit Grace Kelly sehen einander zum erstenmal seit gemeinsamen Studiotagen wieder. Sprengstoff und kühler Marmor umarmen einander ... Wann würde es zur Explosion kommen? Jeder wußte: Hinter der lächelnden Maske prallten zwei äußerlich ungleiche Rivalinnen, die eines verbindet — brennender Ehrgeiz! —, aufeinander. Die eine: gutbürgerliche Millionärstochter auf dem Fürstenthron; die andere: stets zu Skandalen bereite „Film-Göttin", die ihre ärmliche, harte Jugend nie vergessen konnte. Wer die Gardner kennt, weiß, daß eine anzügliche oder ironische Bemerkung genügt, damit die Sektgläser durch die Luft wirbeln. Noch blieb Grace hoheitsvoll ... noch sprühte Ava vor Charme. Was beide dachten ... wer wußte es wohl? Vielleicht der filmerfahrene Grace-Gatte, Fürst Rainier (rechts), der mit sorgenvoller, skeptischer Miene diesen hollywoodreifen Auftritt beobachtete.

# Dynamit statt Rosen

## Die Herrscherin und der Entthronte

Ein um Jahre gealterter Onassis saß schwermütig und niedergeschlagen an der fürstlichen Tafelrunde. Nicht ohne Schadenfreude beobachteten viele Monegassen dieses aufschlußreiche Bild (oben). Es hatte sich herumgesprochen, daß seit der Callas-Affäre das Band zwischen dem Tanker-Millionär Aristoteles und der Millionärstochter Grace so gut wie zerschnitten war. Demonstrativ hatte sich die Herrscherin von Monaco mit Tina Onassis auf der Straße gezeigt. Die Angehörigen des $1^{1}/_{2}$ qkm großen Zwergstaates sympathisierten mit ihrer „Hüterin der Moral", denn es ging um mehr als um die angeschlagene Millionärsehe: Fürstin Gracia Patricia soll Onassis — den man lange den „ungekrönten König von Monaco" nannte — unumwunden klargemacht haben, daß sie die Geschicke ihres Ländchens allein zu lenken beabsichtige — ohne „Finanzhilfe" von Onassis' Gnaden. Hier, beim Rosenball, wahrten beide den Schein und tanzten sogar miteinander: lächelnd ...



# Was viele dachten - doch keiner sagte: Onassis, bleib bei deinen Schiffen!

**„Die Bombe" ist entschärft** Alle, die mit einem Skandal gerechnet hatten, der so drohend in der Luft lag, verließen ein wenig enttäuscht den „Ball der Rosen". Dem Charme Rainiers, dem man Erfahrung im Umgang mit exzentrischen Filmstars nachrühmt, war das Unglaubliche gelungen: Er hatte die Tigerin mit den grünen Augen gezähmt! Mehr als ein dutzendmal sah man die beiden zusammen über die spiegelnde Tanzfläche wirbeln. Die zuerst maskenhaft und affektiert wirkende Ava wurde bezaubernd natürlich. Aufatmend applaudierten jene Gäste, denen ein friedliches Fest lieber war als ein gläserklirrender Skandal, ihrer exotischen Schönheit. Doch die wahre Königin des Abends hieß ... Gracia Patricia!



# Im Namen des Deutschen Volkes

Der Angeklagte wird wegen Kriegswirtschaftsverbrechens begangen durch Schwarzschlachtung von zwei Schweinen zum T o d e verurteilt.

Das beschlagnahmte Fleisch wird eingezogen.

Die Kosten des Verfahrens fallen dem Angeklagten zur Last.

**Der Oberstaatsanwalt**
**als Leiter der Anklagebehörde**
**bei dem Sondergericht**

6 K Ls. 274/42

Bei Rückschreiben wird um Angabe der vorstehenden Geschäftsnummer gebeten

Generals
Köni
27.

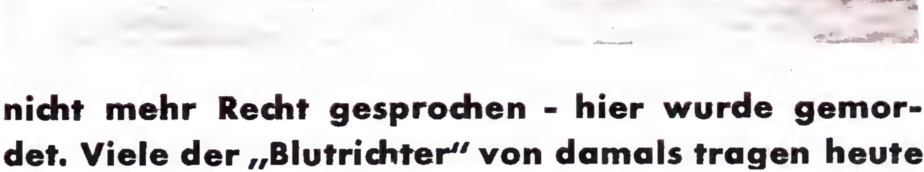
**Betrifft:** Strafsache gegen
Stefan Jaroszewski
wegen Kriegswirtschaftsverbrechens begangen durch Schwarzschlachtung von zwei Scheinen.

**Gemäss:** RV. vom 26.6.1942
- 9170 - Ost/2 - IV a 4 1124/42 -

**Urteile, die zum Himmel schreien: Das Fallbeil für ein paar schwarzgeschlachtete Schweine ... der Galgen für einen Witz über den „Führer"! Manche Richter, die an Hitlers Sondergerichten solche Urteile fällten und das Menschenrecht mit Füßen traten, sind heute wieder im Staatsdienst:**

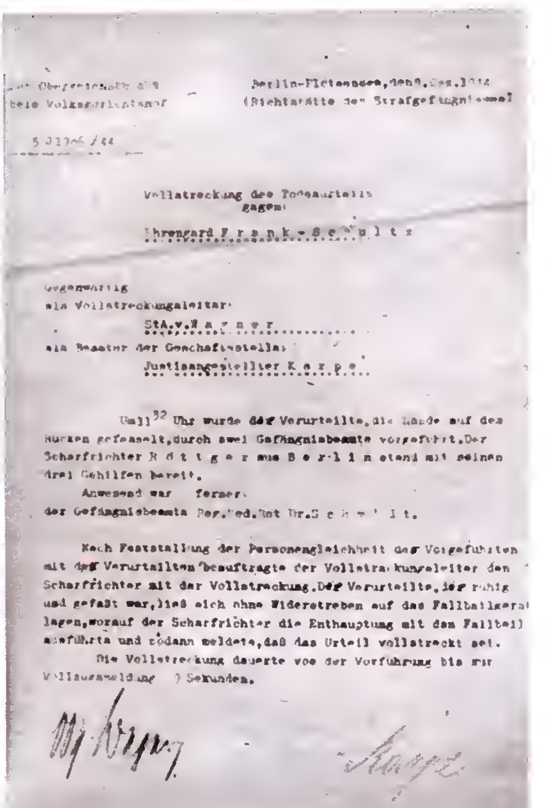
# Sie richten weiter!





**Eines der traurigsten Kapitel der NS-„Rechtsprechung": Hitlers fliegende Feldgerichte! Hier wurde nicht mehr Recht gesprochen - hier wurde gemordet. Viele der „Blutrichter" von damals tragen heute**





[illegible] Oberreichsanwalt [illegible]
beim Volksgerichtshof

Berlin-Plötzensee, den 9. Dez. 1944
(Richtstätte des Strafgefängnisses)

5 J 1306/44

Vollstreckung des Todesurteils
gegen:

Ehrengard F r a n k - S c h u l t z

Gegenwärtig
als Vollstreckungsleiter:

StA. v. W a g n e r

als Beamter der Geschäftsstelle:

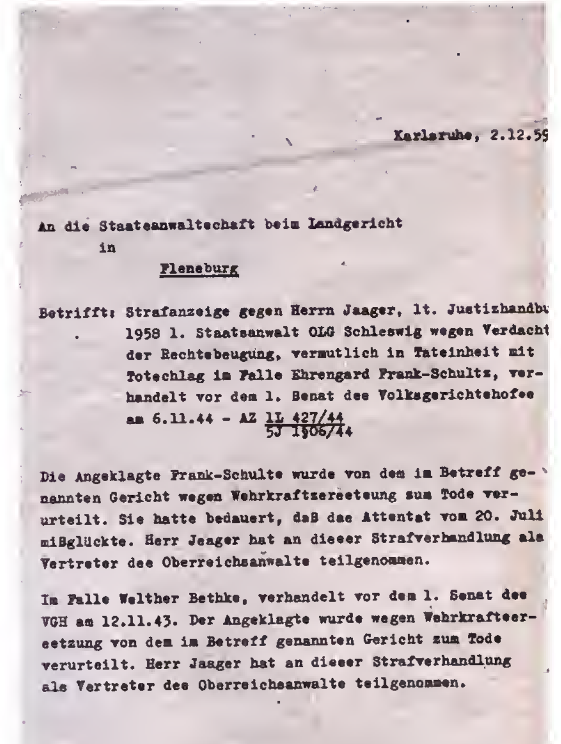
Justizangestellter K a r p e

Um 11[32] Uhr wurde die Verurteilte, die Hände auf den Rücken gefesselt, durch zwei Gefängnisbeamte vorgeführt. Der Scharfrichter R ö t t g e r aus B e r l i n stand mit seinen drei Gehilfen bereit.

Anwesend war ferner:
der Gefängnisbeamte Reg. Med. Rat Dr. S c h m i d t.

Nach Feststellung der Personengleichheit der Vorgeführten mit der Verurteilten beauftragte der Vollstreckungsleiter den Scharfrichter mit der Vollstreckung. Die Verurteilte, die ruhig und gefaßt war, ließ sich ohne Widerstreben auf das Fallbeilgerät legen, worauf der Scharfrichter die Enthauptung mit dem Fallbeil ausführte und sodann meldete, daß das Urteil vollstreckt sei.

Die Vollstreckung dauerte von der Vorführung bis zur Vollzugsmeldung [illegible] Sekunden.



Karlsruhe, 2.12.59

An die Staatsanwaltschaft beim Landgericht
in
Flensburg

Betrifft: Strafanzeige gegen Herrn Jaager, lt. Justizhandbu[ch] 1958 1. Staatsanwalt OLG Schleswig wegen Verdacht der Rechtsbeugung, vermutlich in Tateinheit mit Totschlag im Falle Ehrengard Frank-Schultz, verhandelt vor dem 1. Senat des Volksgerichtshofes am 6.11.44 - AZ 1L 427/44 / 5J 1306/44

Die Angeklagte Frank-Schultz wurde von dem im Betreff genannten Gericht wegen Wehrkraftzersetzung zum Tode verurteilt. Sie hatte bedauert, daß das Attentat vom 20. Juli mißglückte. Herr Jaager hat an dieser Strafverhandlung als Vertreter des Oberreichsanwalts teilgenommen.

Im Falle Walther Bethke, verhandelt vor dem 1. Senat des VGH am 12.11.43. Der Angeklagte wurde wegen Wehrkraftzersetzung von dem im Betreff genannten Gericht zum Tode verurteilt. Herr Jaager hat an dieser Strafverhandlung als Vertreter des Oberreichsanwalts teilgenommen.

**Es stimmt nicht, was Pankow der Welt unermüdlich einzuhämmern versucht: daß in der Bundesrepublik heute insgesamt 1000 ehemalige NS-Blutrichter tätig sind! Doch Generalbundesanwalt Dr. Max Güde bestätigt, daß unter den 11 900 Richtern der Bundesrepublik etwa 100 sind, die den westdeutschen Rechtsstaat kompromittieren und die Idee von Recht und Gerechtigkeit belasten. Gegen 43 dieser „Ehemaligen" hat der Westberliner Student Strecker Strafanzeige gestellt.**





## Wieder in Amt... ...und Würden

**Es brodelte** ... **im Hörsaal der Technischen Hochschule in München.** Rund 1300 Studenten waren zusammengekommen, um gegen Neonazismus und Rassenhetze zu demonstrieren. Zur Frage der ehemaligen NS-Justiz erklärte der stellvertretende Chefredakteur des Bayrischen Fernsehens, Helmut Hammerschmidt, unter großem Beifall: „Wer nach heutiger Auffassung unbegründet, selbst unter höchstem Druck, Todesurteile ausgesprochen hat ... der hat in den Organen unseres Staates, der Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtsprechung nichts zu suchen ... Wir verlangen, daß Personen, die den Nationalsozialismus durch Handlungen und Schriften eindeutig unterstützt oder nachweislich Verbrechen begangen haben, aus verantwortlichen, insbesondere öffentlichen Stellen entfernt werden ..."

Dr. Lenhardt (oben links), heute Oberlandesgerichtsrat in Neustadt an der Weinstraße, wurde von den Studenten Strecker und Koppel wegen Verdachts der Rechtsbeugung, vermutlich in Tateinheit mit Totschlag, angezeigt. Der „Neuen Jllustrierten" erklärte der einstige Vertreter des Oberreichsanwalts am Volksgerichtshof: „Es handelt sich um eine politische Attacke. Ich habe keinerlei Dokumente gesehen, und ich weiß nicht, wie man einen Ankläger der Rechtsbeugung bezichtigen kann. Mein Bild können Sie ruhig bringen, es ist durch den Müller-Prozeß ohnehin bekannt geworden." — Landesgerichtsrat Heinrich von Zeschau (oben rechts), gegen den ebenfalls Strafanzeige erstattet wurde, äußerte: „Man muß ja ständig Angst haben, daß einem ein besoffener Ehemann in der Verhandlung plötzlich vorwirft: »Du bist ja ein Blutrichter aus der Nazizeit!«" Über die damalige Zeit und ihre Urteile befragt, sagte er, daß die mutwillige Zerstörung einer Glühlampe in einem Rüstungsbetrieb ein so schweres Delikt nach damaligem Maßstab gewesen sei, daß man den Angeklagten möglicherweise nicht vor der Todesstrafe hätte retten können ...



**wieder die schwarze Robe, klagen wieder an - richten wieder: Im Namen des Volkes!**

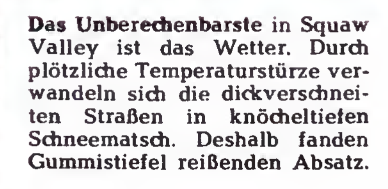


**„Ich bin ein begeisterter Richter...** der Beruf ist mir auf den Leib geschrieben!" So äußerte sich — ebenfalls von Strecker und Koppel der Rechtsbeugung bezichtigt — der ehemalige Beisitzer am Volksgerichtshof und jetzige Landgerichtsrat in Hechingen, Dr. Reimers. „Denken Sie an die damalige Kriegssituation, an den Gratweg, auf dem wir uns befanden... Was würden Sie über Leute sagen, die Soldatenfrauen vorhalten: Dein Mann kämpft für eine verlorene Sache, die Russen sind ja ganz anders!?" Dr. Reimers bezog sich dabei auf den Fall Dr. Margarete Blank, die vom 6. Senat des Volksgerichtshofes am 15. 12. 1944 einer derartigen Äußerung wegen zum Tode verurteilt worden war. Wie der Rechtswahrer Dr. Reimers zum Beispiel über den Fall Heyde denkt, verrät folgende Äußerung: „Wenn sich Ihnen ein guter Bekannter anvertraut und sagt: »Ich bin der Heyde« — würden Sie gleich zu den Behörden laufen und ihn ankreiden?... Oder: Da hat ein armer Kerl Hunderte von Gefangenen transportieren müssen. Einige blieben zurück und drohen den Zug aufzuhalten. Der Bewacher erschießt sie. Was s o l l t e er anderes tun? Diesen Mann würde ich heute nicht denunzieren. Ich bin überzeugt, daß man mir in keinem Fall vorwerfen kann, ich hätte Unrecht angewendet..."

**Weil er Witze über den „Führer" erzählte...** wurde der katholische Religionsprofessor Karl Kratina von einem Sondergericht in Prag am 6. 12. 1944 zum Tode verurteilt. Der Staatsanwalt, der damals an der Strafverhandlung teilnahm, ist heute Oberstaatsanwalt beim Landgericht Essen. Er heißt Dr. Törnig (oben). Er und seine Kollegen wissen sehr wohl, daß man sie schwerlich bestrafen kann. Sie haben in jedem Fall die traurige Ausrede, daß die Strafrechtsverordnungen des Dritten Reiches nun einmal für sie bindend waren. Was man ihnen also ihrer Ansicht nach vorwerfen kann, ist höchstens moralisches Versagen. Wir meinen, daß dieses moralische Versagen, das zahllosen unschuldigen Menschen das Leben gekostet hat, genügt, diese Leute aus dem Staatsdienst zu entfernen. Vergessen wir nicht, daß Sondergerichte und Volksgerichtshof insgesamt etwa 45 000 Todesurteile fällten. Denken wir daran, was Generalbundesanwalt Dr. Güde sagte: „In einer Reihe von Gesetzen blieben Milderungsmöglichkeiten, und man kann nicht verschweigen, wenn man ehrlich sein will: Viele der Todesurteile hätten nicht zu ergehen brauchen. Nicht ergehen dürfen, selbst nicht auf Gesetzesgrundlagen, nach denen sie gefällt wurden."







**Das Unberechenbarste** in Squaw Valley ist das Wetter. Durch plötzliche Temperaturstürze verwandeln sich die dickverschneiten Straßen in knöcheltiefen Schneematsch. Deshalb fanden Gummistiefel reißenden Absatz.



**Mit modernsten Mitteln** versuchen die Veranstalter der Olympischen Winterspiele die Pisten der Abfahrts- und Slalomkonkurrenzen in Schuß zu halten. Schwere Schneewalzen werden an Drahtseilen über die Strecken gezogen, um dadurch den überraschenden Neuschneefällen Herr zu werden. Für den Schneeräum- und Streckendienst hat das amerikanische Olympiakomitee drei Kompanien Marinesoldaten engagiert, die dafür sorgen sollen, daß auch bei Wettereinbrüchen die 8. Olympischen Winterspiele in Squaw Valley reibungslos ablaufen.

**Skandal um Skier.** Seit Beginn der Vorbereitungen für die Olympischen Winterspiele in Squaw Valley ist die österreichische Ski-Nationalmannschaft zum Mittelpunkt erbitterter Konkurrenzkämpfe der Skifabrikanten geworden. Die tüchtigen Geschäftsleute, die sich von Squaw Valley einen Riesenerfolg versprechen, stellten den aussichtsreichsten Mitgliedern des österreichischen Skiteams Skier in jeder Anzahl zur Verfügung. Ihre Freigebigkeit dient weniger sportlichen als geschäftlichen Interessen. Die Publicity, besonders für den amerikanischen Markt, rechtfertigt alle Spesen. Unser Bild zeigt nur einen Teil der enormen Skiausrüstung für das österreichische Nationalteam.

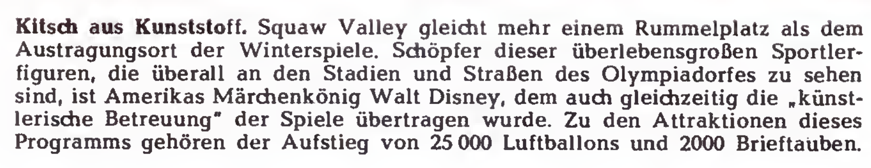
# Rummelplatz Squaw Valley

**Lothar Rübelt berichtet für die „Neue Jllustrierte" von den Olympischen Winterspielen**









**Kitsch aus Kunststoff.** Squaw Valley gleicht mehr einem Rummelplatz als dem Austragungsort der Winterspiele. Schöpfer dieser überlebensgroßen Sportlerfiguren, die überall an den Stadien und Straßen des Olympiadorfes zu sehen sind, ist Amerikas Märchenkönig Walt Disney, dem auch gleichzeitig die „künstlerische Betreuung" der Spiele übertragen wurde. Zu den Attraktionen dieses Programms gehören der Aufstieg von 25 000 Luftballons und 2000 Brieftauben.

**Revolverschüsse für Besucher.** Um den aktiven wie nichtaktiven Besuchern Squaw Valleys eindeutig klarzumachen, daß sie gerade in Reno, der prominenten Stadt des Wilden Westens, gelandet sind, werden die Gäste von ebenso hübschen wie unechten Cowgirls begrüßt. Wer diesen Hinweis übersehen hat, wird durch hallende Revolverschüsse, die über eine Lautsprecheranlage übertragen werden, daran erinnert, daß er sich jetzt in einem Land befindet, in dem einst der Colt regierte.





**Auf sie setzt Deutschland** seine Hoffnung. Gemeinsam fuhren Anneliese Meggl, Barbi Henneberger und Willy Bogner beim Training die Strecken ab, um sich Erfolgschancen auszurechnen (linkes Bild von links). Das glücklichste Paar von Squaw Valley sind die Amerikanerin Penny Pitou und der Österreicher Egon Zimmermann. Ihren Heiratsabsichten machte aber jetzt Vater Pitou einen dicken Strich durch die Rechnung. Als unser Foto (rechts) im amerikanischen Fernsehen gesendet wurde, rief Vater Pitou empört in Squaw Valley an und erhob Einspruch gegen das junge Glück.

# Das Recht ist nicht für alle gleich



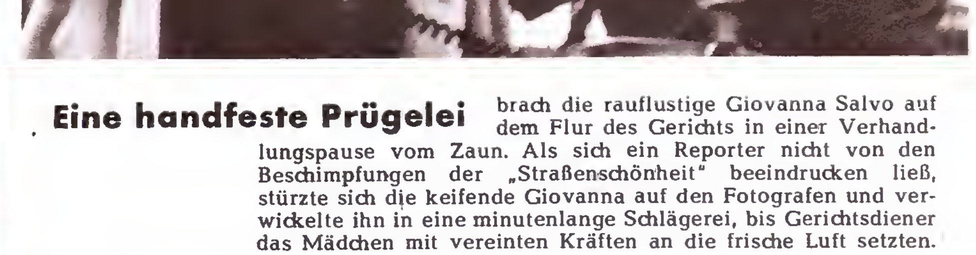
**Zeichensprache der Gosse.** Mit dieser temperamentvollen Geste, die das Götz-Zitat bedeutet, bedachte eine weitere halbseidene Zeugin, die wasserstoffblonde Giovanna Salvo, Reporter, die zu diesem Prozeß erschienen waren.





**Geduckt und das Gesicht verbergend** gehen diese beiden Frauen die Stufen des Justizpalastes in Frosione, Mittelitalien, hinauf. Sie sind die fragwürdigen Zeugen in einem fragwürdigen Prozeß, der in der Lage ist, das Vertrauen der Italiener in ihre Demokratie zu erschüttern. Der Stein zu diesem Justizdilemma kam ins Rollen, nachdem der junge Verkehrspolizist Ignazio Melone auf der Straße zwischen Rom und Ostia einen Wagen wegen einer Verkehrsübertretung angehalten und dem Fahrer mit einer Anzeige gedroht hatte. Sein Pech allerdings war, daß sich hinter dem Verkehrssünder ein ziemlich prominenter Bürger Roms verbarg: der Polizeipräsident der Ewigen Stadt, Signore Dr. Carmelo Marzano (rechts). Obwohl Melones höchster Chef gegen die Anzeige protestierte, blieb der junge Polizist standhaft. Seine Meinung: Gesetz und Recht sind für alle gleich. Doch sein Pflichtbewußtsein wurde ihm zur Fußangel. Der Polizeipräsident ließ nämlich das Privatleben des Polizisten überwachen, und seine Beamten stellten fest, daß sich Melone eines Vergehens schuldig gemacht habe, das nicht nur strafbar, sondern auch mit der Moral eines römischen Polizisten nicht vereinbar ist. Man wirft Melone vor, sich als Zuhälter betätigt zu haben. Er wurde entlassen, festgenommen und kam in das Gerichtsgefängnis. Kronzeugen der Anklage sind die beiden Halbweltdamen Wilhelmina Picci und die rote Paula (oben), die bezeugen wollen, daß sie von Melone zu ihrem Gewerbe angestiftet wurden und ihn an ihren Einnahmen beteiligt haben.





**Eine handfeste Prügelei** brach die rauflustige Giovanna Salvo auf dem Flur des Gerichts in einer Verhandlungspause vom Zaun. Als sich ein Reporter nicht von den Beschimpfungen der „Straßenschönheit" beeindrucken ließ, stürzte sich die keifende Giovanna auf den Fotografen und verwickelte ihn in eine minutenlange Schlägerei, bis Gerichtsdiener das Mädchen mit vereinten Kräften an die frische Luft setzten.

**In Ketten vorgeführt** wurde der Angeklagte Ignazio Melone dem Gericht von Frosione. Der Ex-Polizist leugnet nicht, jene Damen, die ihn belasten, zu kennen. Aber er streitet energisch ab, jemals mit ihnen in „Geschäftsverbindungen" gestanden zu haben. Melone ist erschüttert und kann seine Verhaftung nicht verstehen. Er beteuert: „Alles ist ein Mißverständnis. Ich habe doch nur meine Pflicht getan."

# Der Herr und sein Melone

**Frau Olga hält zu ihrem Mann** Als Ignazio Melone in den Gerichtssaal geführt wurde, erwartete ihn seine Frau auf dem Korridor. Immer wieder hatte sie versucht, ihren Mann im Gefängnis sprechen zu können, aber die Behörden versagten ihr die Genehmigung. Jetzt sah sie Ignazio nach bangen Wochen zum ersten Male wieder. Ihr Mann in Ketten . . . das war zuviel für Frau Olga. Ohnmächtig brach sie zusammen und konnte im letzten Augenblick vom Verteidiger ihres Mannes gestützt werden. Sie hofft auf den Freispruch ihres Gatten. „Wir waren nach Jahren der Arbeitslosigkeit froh, daß Ignazio endlich eine Stellung hatte, die ihm Spaß machte", sagte sie unter Tränen bei Prozeßbeginn. „Ignazio muß wieder Polizist werden. Das Recht muß siegen . . ." Ganz Italien hofft mit Olga Melone auf gerechte Richter.





**Nun filmen sie wieder** Nur drei Wochen sind seit der Geburt von **Brigitte Bardots Söhnchen Nicolas verstrichen** — schon steht die junge Mutter wieder im Filmatelier (links). „Die Wahrheit" heißt der Streifen, den der „Schreckens-Regisseur" Clouzot („Lohn der Angst", „Die Teuflischen") in Szene setzt. Als Partner von BB wird man den in Deutschland noch weithin unbekannten Jean-Marc Bory sehen. Fachleute warten gespannt, ob die Mutter Bardot beim Publikum noch ebenso „ankommen" wird wie die Sexbombe BB. — Der jungen Witwe Michèle Morgan (oben) steht acht Wochen nach dem Tode ihres Gatten Henri Vidal noch die Erschütterung im Gesicht geschrieben, als sie sich mit Jacques Hardem schon wieder vor die Filmkamera stellen muß.





**„Ich liebe ihn wieder...** Auch wenn er mich nicht heiratet, werde ich mein Kind — wenn es ein Junge wird — Ronnie nennen, so wie mein Liebster heißt." Das sagte die 19jährige Pariser Tänzerin Marie-France Ceronetti drei Monate, nachdem ihr Verlobter, ein amerikanischer Soldat mit Namen Ronnie E. Sands, sie von einem Seine-Kai (rechts) in den eisigen Fluß gestoßen hatte. Marie-France, die von zwei anderen US-Soldaten gerettet worden war, hatte der Polizei den Vorfall zunächst genauso geschildert. Später jedoch, als ihr Verlobter aus dem Gefängnis schrieb, er sei nur von einem Kameraden zu dieser Tat überredet worden und liebe sie immer noch, versuchte Marie-France, ihre erste Aussage zu widerrufen. Hierzu wird sie erst in dem bevorstehenden Gerichtsverfahren Gelegenheit haben. Tapfer erklärte sie: „So oder so: Einen »Ronnie« werde ich bald bestimmt haben, denn ich weiß, daß es ein Junge wird . . ."



Für beschwingte Urlaubstage:
„Lissy" mit UKW!
LISSY
UKW
LOEWE OPTA
„LISSY"
Volltransistorkoffer
für UKW und MW
mit kleinsten
Betriebskosten
DM 239,–
GUTSCHEIN
An LOEWE OPTA AG. Kronach/Bay.
Bitte senden Sie mir kostenlos und unverbindlich Ihre neuen Koffersuper-Prospekte
Name
Wohnort
Straße
Hier bitte ausschneiden!
LOEWE OPTA
BERLIN (West) · KRONACH (Bayern) · DÜSSELDORF

# Delta N antwortet nicht

## Das geheimnisvollste Verbrechen unserer Zeit

**Sonderbericht von Kurt Juhn, New York**

**Der Amerikaner Dr. Spears steht unter furchtbarem Verdacht. Das Passagierflugzeug Delta N 4891 C ist mit 42 Menschen an Bord in der Luft explodiert. Unter den Namen der Verunglückten befindet sich auch der des Dr. Spears. Aber Dr. Spears lebt... Seine Frau trifft sich heimlich mit ihm, fordert aber von der Versicherung die Auszahlung der hohen Versicherungssumme. Da bekommt die Polizei einen Tip: Spears soll einen Mann namens Taylor durch Hypnose gezwungen haben, an seiner Stelle mit der dem Tode geweihten Maschine zu fliegen. Die Polizei sucht Spears fieberhaft. Doch er ist verschwunden. Er hält sich bei einem alten Freund, dem Naturheilarzt Dr. Turska, verborgen, dem er eine phantastische Geschichte über die Vertauschung der Rollen erzählt. Als Turska von der Fahndung der Bundespolizei hört, beschließt er, seinen Freund zu verraten...**



Turskas Einladung, Dr. Spears möge ihn nach Phoenix begleiten, kommt ein wenig zu überraschend, um den vorsichtigen und stets wachsamen lebenden „Leichnam" nicht mit Mißtrauen zu erfüllen.

„Was hast du eigentlich in Phoenix zu tun, Bill?" fragt er ganz nebenbei.

„Finanzsachen. Du weißt doch, ich will noch einige Bungalows bauen. Dazu brauche ich ein Bankdarlehen. Mein Anwalt Kinney hat die nötigen Schritte eingeleitet, und ich muß einige Papiere unterschreiben!"

„Wenn du noch zwei bis drei Wochen wartest", meint Spears lauernd, „kann ich dir das notwendige Kapital vorstrecken. Von mir kannst du's ohne Zinsen haben. Bankdarlehen kosten Geld!"

„Ja, das weiß ich wohl", versetzt Turska, „aber das Bauunternehmen, mit dem ich abschließen will, muß seine Kontrakte auf lange Sicht unter Dach und Fach bringen. Da darf ich nicht zögern."

Turskas Erklärung ist plausibel, aber Spears sieht ihn forschend von der Seite an, legt ihm plötzlich die Hände hart auf die Schultern und hält den Überraschten so, daß er den Blick nicht von ihm abwenden kann.

„Schau mir in die Augen, Bill!" befiehlt Spears. „Und sag mir die Wahrheit! Warum fährst du morgen nach Phoenix?"

Dr. Turska blickt seinen Freund fest und spöttisch an. Ohne auch nur einmal zu blinzeln, erwidert er: „Was ist in dich gefahren, Robert? Nimm dich zusammen. Deine Nerven lassen nach. Natürlich sage ich dir die Wahrheit: Ich habe meinem Anwalt hoch und heilig versprochen, morgen zu ihm zu kommen."

Spears läßt Turska los. Der Ton der Antwort befriedigt ihn.

„Verzeih mir, Bill", sagt er. „Ich bin wirklich ein wenig nervös und unruhig."

„Kann die Einsamkeit sein", meint Turska. „Jeder hält sie nicht aus. Vielleicht brauchst du Abwechslung und Zerstreuung. Wenn du gescheit bist, bleibst du ein paar Tage in Phoenix. Ein Freund von mir leitet dort ein Motel."

Die Idee gefällt Dr. Spears...

Am nächsten Morgen steht er ganz früh auf. Die Sonne ist glutrot im Osten aufgegangen. In ihrem Licht schimmern die Büsche und Kakteenstauden der kärglich bewachsenen, aber in ihren Farben überschwenglichen Gegend in grellem Gelb, Rot, Blau und Grün. Ringsum fast Wüste, aber eine Wüste, auf die eine unsichtbare allmächtige Malerhand

mit kühnem Pinsel phantastisch bunte Kleckse gespritzt hat.

Doch Dr. Spears ist nicht aus dem Bungalow getreten, um die wilde Schönheit Arizonas zu bewundern. Er hat verschiedene Gegenstände in einen Sack getan, nimmt eine kleine Handschaufel mit und geht, um ein Versteck zu suchen.

Hinter einem Kaktusstrauch, der fast zehn Meter hoch gewachsen ist, beginnt er zu graben.

Jetzt liegt der Sack in einem Loch. Er schaufelt Steine, Sand und Erde zurück und verwischt die Spuren.

Dann geht er ruhig und bedacht daran, Heilkräuter und Wurzeln zu sammeln, aus denen Arzneien gebraut werden können. Wenn er zurückkommt und Turska ihn sieht, hat er sein Alibi, kann zeigen, warum er in aller Herrgottsfrühe mit der Schaufel ausgegangen war. Aber niemand sieht ihn, niemand erwartet ihn.

Er wirft einen nachdenklichen Blick auf den lachsrosa Plymouth seines verunglückten Freundes William A. Taylor, den er vor dem Bungalow stehen hat. Er faßt einen Entschluß, setzt sich in den Wagen und fährt etwa zwei Meilen die schmale Autostraße entlang, dann biegt er ab und lenkt das Auto über Stock und Stein zu einer völlig unzugänglichen, einsamen Stelle an dem müde durch die Landschaft fließenden, halbvertrockneten New River. Zufrieden sieht er sich um. Wer soll das Auto je hier finden?

Er wirft noch einen Blick auf William Taylors Auto, bevor er sich auf den Heimweg macht. Halt, das Nummernschild! Auch das entfernt Dr. Spears von dem Wagen und nimmt die Zulassungspapiere aus dem Handschuhfach. Das Schild wirft er ins Wasser, sieht es versinken. Die Papiere zerreißt er in kleine Stücke und läßt sie auf dem trägen Fluß davonschwimmen . . .

*

Es ist Vormittag. Turska hat seinen Anwalt um neun Uhr früh angerufen, während Spears sich im Bungalow reisefertig macht.

„Nur kurz, Mr. Kinney", sagt er ins Telefon. „Ich bin nachmittags in Phoenix. Jawohl, mit ihm. Melde mich bei Ihnen, sobald ich kann."

Um 12 Uhr mittags fahren sie los.

Spears hat nichts im Bungalow zurückgelassen. So kann keiner, der in seiner Abwesenheit die Räume durchstöbert, etwas finden, was verrät, daß Dr. George Rhodes in Wirklichkeit Dr. Robert Vernon Spears ist . . .

Turska biegt jetzt von der Nebenstraße auf den breiten Highway 89 ein.

„Highway 89", sagt Spears gut gelaunt. „Das ist die Autobahn, die über Phoenix und Tucson direkt nach Mexiko führt, ja?"

Turska nickt.

„Keine zweihundert Meilen von Phoenix bis Nogales", meint er. „Das Städtchen, das halb in den Vereinigten Staaten, halb in Mexiko liegt. Die Grenze ist ein Stacheldraht, der durch die Hauptstraße gespannt ist, der Länge nach. Die eine Seite gehört uns, die andere den Mexikanern."

Spears lächelt. Der Gedanke, in wenigen Autostunden in einem anderen Land sein zu können, belustigt den „lebenden Leichnam".

Mittags essen sie in einem Restaurant am Rand der Autobahn. Langsam, ohne Hast. Das Ganze soll ja eine Vergnügungsreise sein. Um etwa halb zwei nachmittags hält Turskas Wagen vor dem „Bali-Hi-Motel" auf der Grand Avenue in Phoenix. Die beiden Männer steigen aus.

Turska ist hier kein Fremder, das sieht man. Der Motelmanager kommt ihm mit ausgestreckten Händen entgegen.

„Hallo, Jimmy", sagt Turska erfreut, die Hände schüttelnd, „ich brauche ein großes, schönes Zimmer für meinen guten Freund hier, Dr. George Rhodes aus Tucson. Er bleibt ein paar Tage in Phoenix."

„Dr. Rhodes", sagt die Empfangsdame Dolores liebenswürdig, „ich bin sicher, Sie werden zufrieden sein."

„So, jetzt geh' ich zu meinem Anwalt. Ich weiß nicht, wie lange es dauern wird", sagt Turska. „Wo treffe ich dich?"

„Hier", sagt Spears. „Ich warte hier auf dich."

„Einverstanden!" meint Turska.

Turska wendet sich zum Gehen. Lässig, ohne Hast, wenn auch jede Fiber in seinem Körper nach Eile drängt, er darf seinen Freund nicht mißtrauisch machen. Nicht jetzt, wo er eben daran ist, die gefährlichen Bande, die ihn an seinen Kollegen fesseln, zu sprengen und so seinen eigenen Kragen zu retten. Was für ein Narr war er, Spears zu glauben und damit einem Massenmörder Hilfe zu gewähren . . .

Aber kaum hat er das Ende des Korridors erreicht, rennt er durch die Halle hinaus zu seinem Auto. Dolores sieht ihm erstaunt nach . . .

In der Anwaltskanzlei Aaron Kinneys warten zwei Männer auf ihn.

„Herr Slater und Herr Lanzoni von der Bundespolizei", stellt der Anwalt vor.

„Spears ist im Bali-Hi-Motel!" sprudelt Turska heraus. „In der Grand Avenue. Zimmer elf. Registriert als Dr. George Rhodes aus Tucson."

„Wissen wir", erklärt Slater lächelnd. Er spricht leise, ohne Eile. „Unsere Leute sind Ihrem Wagen gefolgt, Dr. Turska. Sagen Sie, wo hat Spears eigentlich den lachsrosa Plymouth geparkt?"

„Vor dem Bungalow . . . nein, jetzt fällt es mir ein, heute früh stand er nicht mehr dort. Er muß seinen Wagen weggebracht haben . . ."

„Nicht seinen Wagen", stellt Lanzoni richtig. „Der Plymouth gehörte William Taylor aus Tampa. Sagt Ihnen der Name etwas?"

Turska nickt und gibt zu Protokoll, was Spears ihm über das Flugzeugunglück erzählt hat. Auch über die Fahrt nach Dallas berichtet er.

„Hat Frances Spears gewußt, daß ihr Mann am Leben war?"

„Spears tat so, als ob sie keine Ahnung hätte. Er gab mir einen Brief, den ich ihr bringen sollte, während er im Lakewood-Hotel ein Zimmer nahm. Ich wohnte woanders."

„Wissen Sie, was in dem Brief stand?"

„Er gab ihn mir zu lesen. Er war so abgefaßt, als ob sie wirklich erst jetzt erfahren würde, daß er am Leben war. Den Eindruck hatte ich."

„Erinnern Sie sich an den Wortlaut?"

„Ungefähr. Nicht mehr genau. »Frances, darling«, stand da, »ich bin nicht tot . . . ich lebe. Der Überbringer dieser Nachricht, Dr. Turska, ist der einzige Mensch, der weiß, wie alles kam. Er wird dir sagen, wo ich bin, wo ich auf dich warte . . .« So ungefähr war es."

„Und wie reagierte Frau Spears darauf?"

„Jetzt, wo Sie mich fragen, scheint es mir, als ob ihre Überraschung vielleicht



**„Mein Mann ist unschuldig"**

Ganz Amerika hörte zu, als wenige Stunden nach der Verhaftung Dr. Spears' seine Frau Frances für Funk und Fernsehen interviewt wurde. „Mein Mann ist unschuldig", beteuerte Frau Spears immer wieder. „Es gibt keinen besseren Menschen als ihn. Er könnte nicht einmal einer Fliege etwas zuleide tun." Auf die Frage, warum ihr Mann denn nach dem Absturz der Unglücksmaschine unter fremdem Namen in Arizona gelebt habe, konnte sie nur die Antwort geben: „Das hat er aus Liebe zu mir und meinen Kindern getan. Er wollte uns durch die hohe Versicherungssumme von allen Sorgen befreien . . ."

# Delta N antwortet nicht

nicht ganz echt gewesen wäre. Eher gut gespielt."

Turska wird gefragt, ob Spears ihm je etwas darüber erzählt hätte, wie man Bomben anfertigt. „Nie", sagte Turska. Aber Spears hätte allen möglichen Kram im Auto mitgebracht. Darunter elektrische Drähte. Auch ein paar schwarze Stäbchen, etwa zwanzig Zentimeter lang.

„Dynamitstäbe", meint der eine Geheimagent. „Wo haben Sie die gesehen?"

„In seinem Bungalow mit anderem Kram zusammen."

Turska sieht auf die Uhr.

„Spears wartet auf mich", meint er. „Wenn ich nicht bald komme, wird er ahnen, daß etwas nicht stimmt. Er war schon gestern abend sehr mißtrauisch."

„Macht nichts", meint Slater sanft. „Je nervöser er wird, desto besser. Die Geistesverfassung, in der er sich befindet, wenn wir ihn festnehmen, ist für das erste Verhör von ausschlaggebender Bedeutung. Das Bali Hi ist umstellt, und wir können das Netz zuziehen, wann immer wir wollen. Wenn Spears hier anrufen sollte, Dr. Turska, um von Ihnen zu erfahren, wann Sie zu ihm kommen, so sagen Sie, Ihre Besprechungen dauern länger, als Sie gedacht haben. Wir sind noch lange nicht mit Ihnen fertig. Sie wissen, um was es geht. Massenmord. Und zwar möglicherweise auch um einen unaufgeklärten Zusammenhang mit einem zweiten Flugzeugunglück, bei dem eine Bombenexplosion die Ursache sein kann. Hat Spears in seinen langen Gesprächen mit Ihnen jemals den Namen Frank erwähnt?"

Turska schüttelt den Kopf.

„Vielleicht den Vornamen Julian?"

„Nein", erwidert er, „niemals!"

„Wissen Sie davon, daß er in Kalifornien einen Strafprozeß laufen hat?"

Ja, davon hat ihm Spears erzählt. Auch von einem Mann namens Loomis. Dr. Donald Loomis. Und dieser Prozeß sei ja ein Hauptgrund gewesen, der ihm seinen vermeintlichen Tod im Golf von Mexiko so sehr zustatten kommen lassen würde. Ein toter Dr. Spears kann in Los Angeles nicht vor Gericht kommen. Das war ein einleuchtender Grund gewesen...

„Was erzählte er Ihnen von Dr. Loomis?"

„Daß er ein geachteter Chiropraktiker mit guter Kundschaft in dem vornehmen Stadtteil Palos Verdes Estates von Los Angeles war."

Das Telefon läutet. Kinney hebt ab, meldet sich, reicht den Hörer weiter.

„Für Sie, Herr Slater!"

„Wir haben das Auto Taylors gefunden", meldete ein FBI-Agent, „zweieinhalb Meilen vom Bungalow, in dem Spears wohnte. Wir sind den Reifenspuren gefolgt. Völlig einsame Stelle am New River, wo die Wüstenhunde einander gute Nacht sagen. Nummernschild abgeschraubt. Papiere fehlen. Aber im Gepäckteil haben wir einiges gefunden, was näherer Untersuchung bedarf: Drähte, Isolierbänder, Ösenzange, Metallstückchen. Vielleicht harmlos, vielleicht belastend, auf jeden Fall verdächtig."

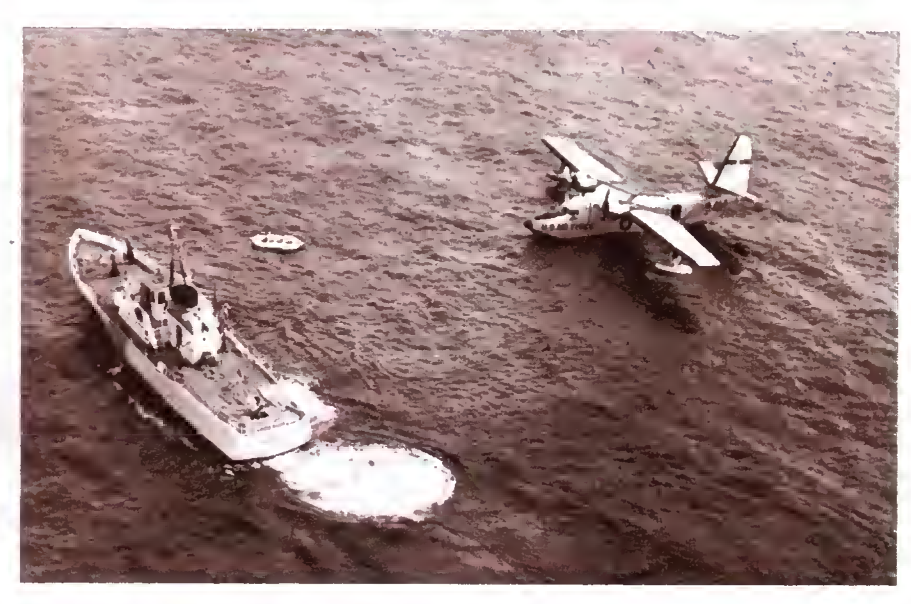
„Ausgezeichnet. Bungalow durchsucht?"

„Ja! Resultat negativ."

„Dann so schnell wie möglich mit den Dingen zum FBI-Laboratorium nach Phoenix..."

Bundesstaatsanwalt Carey B. Wilson hört eine halbe Stunde später den Bericht Slaters gespannt an.

„Gut, daß Ihre Leute das Auto gefunden haben", sagt er dann grimmig. „Wissen Sie warum? Weil wir vorläufig keine andere gesetzliche Handhabe besitzen, um Spears zu verhaften. Autodiebstahl und Transport eines gestohlenen Wagens über die Grenzen des Staates Arizona. Wann ziehen Sie das Netz zu?"



**Wasserflugzeuge und Küstenschiffe** suchen im Golf von Mexiko nach den Toten der Unglücksmaschine Delta N. Die Versicherungsgesellschaft verweigert die Auszahlung der Versicherungssummen, bis alle Leichen gefunden und identifiziert sind. Auch die Frau des angeblich verunglückten Dr. Spears erhält kein Geld. Aber ihr Mann wartet kaltblütig auf den Augenblick, da die Suche nach den Toten ergebnislos abgebrochen werden muß. Dann wird die Gesellschaft ja zahlen... denkt er.

„Ich muß erst in Washington anrufen", erwidert Slater. „Der Direktor wünscht persönlich auf dem laufenden gehalten zu werden."

Das Gespräch mit J. Edgar Hoover dauert eine halbe Stunde. Slater erhält neue Verhaltungsmaßregeln.

*

Um sechs Uhr abends ruft „Dr. Rhodes" die Kanzlei Kinneys an.

„Ich möchte Dr. Turska sprechen", sagt er, nachdem er seinen Namen genannt hat. Die Sekretärin bedauert; sie hat strikte Order, die Herren, die in einer Konferenz sind, nicht zu stören. Spears ersucht sie, Dr. Turska auszurichten, daß er im Bali-Hi-Motel auf seinen Anruf warte. Wenn er nicht auf dem Zimmer ist, befinde er sich im Restaurant.

Kein Anruf erfolgt. Spears beherrscht mühsam seine Ungeduld. Um halb neun ruft er wieder bei Kinney an.

Es meldet sich niemand mehr...

Wie ein gefangenes Tier im Käfig marschiert Spears in seinem Zimmer auf und ab und überlegt.

Was kann mit Turska los sein?

Vielleicht ist er mit Kinney und den Finanzleuten zum Essen gegangen.

Zehn Uhr.

Elf Uhr...

Spears dreht den Fernsehapparat in seinem Zimmer auf und hört die neuesten Nachrichten. Nichts von Belang. Doch halt, was ist das?

„*Aus Washington wird gemeldet: Das Senatskomitee, welches die beiden Flugzeugkatastrophen untersucht, erwartet morgen vormittag einen ausführlichen Bericht des FBI sowie des CIVIL AERONAUTIC BOARD. Einer der Direktoren der C.A.B. sagt, daß man zwar immer noch vermute, beide Abstürze seien auf Bombenexplosionen zurückzuführen, aber gültige Beweise dafür seien noch nicht erbracht. Das Verschwinden des Tampa-New-Orleans-Flugzeugs am 16. November, bei dem 42 Menschen den Tod gefunden haben, wird vielleicht bald Aufklärung finden, weil die Kriegsmarine meldet, der Minensucher VIGOR hätte 100 km südlich von Biloxi, Mississippi, ein Objekt am Grund des Golfs von Mexiko entdeckt, welches die untergegangene Maschine sein kann. Das Heben des Objekts durch Taucher ist angeordnet worden. Wenn das Manöver gelingt, wird man eindeutig die Frage beantworten können, ob Dr. Spears oder sein Freund William Taylor aus Tampa unter den Opfern war.*"

Spears dreht ab und geht lächelnd schlafen.

Am nächsten Morgen läßt er sich das Frühstück aufs Zimmer bringen. Um neun Uhr ruft er wieder die Kanzlei Kinneys an. Der Anwalt ist noch nicht da. Ob Dr. Turska erwartet würde? Die Sekretärin weiß es nicht.

Jetzt ergreift ihn wieder die sonderbare Unruhe, von Stunde zu Stunde wachsend, wird sie zur Panik...

Knapp nach ein Uhr mittags eilt er mit seinen beiden Koffern hinunter.

Spears drängt: „Meine Rechnung, bitte, Miß. Ich kann nicht warten..."

Dolores Carlson sagt lächelnd: „Sofort, Dr. Rhodes."

Sie legt ihm die Rechnung vor. Er zahlt hastig und rennt zur Tür.

Draußen wartet schon das Taxi. Der Chauffeur will die beiden Koffer zu sich nach vorn nehmen, aber Spears läßt sie nicht los.

„Wohin, mein Herr?" fragt der Chauffeur, verblüfft auf den Fahrgast blickend, der so tut, als hätte er Gold oder gar Uran in seinen Koffern.

„Ich möchte nach Nogales", sagt Spears.

Der Chauffeur lacht ihm ins Gesicht.

„Mit meinem Taxi, Mister? Bedaure. Ich kann Sie zur Hertz-Garage fahren, wo Sie ein Auto mieten können, oder zum South-Pazific-Bahnhof oder zur Busstation. Das sind die drei Möglichkeiten, die Sie haben."

„Zum Bahnhof", ruft Spears, „aber schnell!"

Plötzlich sind an beiden Taxitüren Männer aufgetaucht, haben sie aufgerissen und halten Spears mit eisernem Griff fest. Um seine Handgelenke schnappt ein Eisen zu.

„Dr. Robert Vernon Spears", sagt eine trockene, gar nicht laute Stimme, „wir sind Beamte des BFI. Sie sind verhaftet."

„Das muß ein Irrtum sein!" sagt Spears, ganz weiß im Gesicht. „Ich bin Dr. George Rhodes!"

„Derselbe, der am 7. Januar in Dallas war?" fragt die leidenschaftslose Stimme. „Im Lakewood-Hotel?"

Spears steigt nicht freiwillig aus. Zwei junge FBI-Beamte müssen ihn aus dem Wagen ziehen. Er wiegt an die neunzig Kilo, aber die sportgewohnten Männer haben dennoch keine große Mühe.

„Weshalb verhaften Sie mich?" fragt Spears. „Ich habe nichts getan."

Geheimagent Doyle, der gleiche, der am Vortag Taylors Auto gefunden hat, antwortet gleichmütig: „Vorerst wegen Autodiebstahls, Dr. Spears."

Im Auto sitzen Slater und Lanzoni. Lanzoni steigt aus, läßt Spears einsteigen und setzt sich dann neben ihn. So haben sie ihn in der Mitte. Doyle und die beiden anderen FBI-Leute setzen sich vorn hin.

Doyle chauffiert. Jeder der beiden jungen Männer hält einen der beiden Koffer auf dem Schoß.

„Herr Spears", sagt Slater, „ich denke, Sie täten gut daran, wenn Sie Ihr Gewissen erleichtern. Wir wissen, daß Sie eine Bombe an Bord des Flugzeugs geschmuggelt haben, das am 16. November um halb ein Uhr nachts von Tampa nach New Orleans abflog und eine Stunde später abstürzte. Es sind nur noch kleine Details, über die wir von Ihnen Auskunft haben wollen."

Mit dem 65jährigen sonderbaren Mann geht in diesem Augenblick etwas vor. Eben noch das Bild der Verzweiflung und Niedergeschlagenheit, hebt er nun seinen breiten, runden Kopf und blickt Slater fest und spöttisch an.

„Ich habe überhaupt kein Verbrechen begangen", sagt er ruhig. „Überhaupt keines. Selbst die Sache mit dem Auto ist kein Grund, um mich zu verhaften. Es ist der Wagen Taylors. Aber Taylor war mein Freund, der mir jederzeit den Wagen zur Verfügung stellte."

„Wie starb er?"

„Das »Wie« zu ergründen, überlasse ich Ihnen", erwidert Spears, immer mehr seine Ruhe wiederfindend, „alles, was ich weiß, ist dies: Wir waren zusammen, er fühlte sich krank. Hatte Angst davor, Krebs zu haben. Er wollte zu einem Spezialisten nach New Orleans. Ich überließ ihm meine Flugkarte. Er vergaß wahrscheinlich, am Schalter seinen Namen auf die Passagierliste setzen und meinen ausstreichen zu lassen. Aber sonst das weiß ich nicht. Bloß, daß am nächsten Tag in der Zeitung mein Name unter den Opfern zu lesen war..."

Slater sieht verblüfft, mit welcher Sicherheit jetzt Spears spricht. Ist das der gleiche Mann, der in völliger Panik aus dem Bali-Hi-Motel flüchtete und nach Mexiko fahren wollte?

„Und dann", fährt Spears fort, „kam mir der Gedanke, wie herrlich ich die Situation ausnützen könnte. Am 5. Dezember sollte ich in Los Angeles vor Gericht stehen, Sie wissen bestimmt, warum. Eine Gefängnisstrafe war mir sicher. Als Toter allerdings dachte ich mir, würde ich einige Vergünstigungen genießen, Das sehen Sie doch ein, meine Herren?"

Er hat sich wieder vollkommen in der Hand. Slater versucht ein Überraschungsmanöver.

„Stimmt", meint er gleichmütig, „Tote sperrt man selten ein. Und weil wir gerade von Toten sprechen, Dr. Spears, wann haben Sie Ihren Freund Julian Frank aus New York zuletzt gesehen? War das nicht am 19. November 1959 in Phoenix?"

„Hab' den Namen nie gehört", sagt Spears gemächlich, „das heißt, später schon, natürlich, ich lese ja Zeitungen. Aber vorher nicht..."

Die Meldung von der Verhaftung wird nach Washington weitergegeben. Und nachmittags gegen fünf Uhr gibt J. Edgar Hoover der Öffentlichkeit bekannt, welcher Coup von seinen Leuten in Phoenix gelandet worden ist: Dr. Spears, der Totgeglaubte, ist verhaftet.

In dem Augenblick, da Amerika diese Sensationsmeldung hört, ist in Dallas Eddie Barker, der Leiter der Nachrichtenabteilung der Fernsehstation KRLD, bei Frau Frances Spears zu Besuch.

Sie hat ihm versprochen, sich für ein Sonderinterview zur Verfügung zu stellen. Er hat einen Tonbandapparat mitgebracht, aber er drängt sie nicht. Er plaudert mit ihr, trinkt mit ihr Kaffee. Das Radio ist an, nur leise; aber Musik ist gut für ihre Nerven, sagt sie.

Und da, plötzlich, unterbricht eine Stimme die sanften Töne: „Wir unterbrechen die Sendung und schalten um nach Washington..."

Und dann hören beide die Bekanntmachung J. Edgar Hoovers.

Musik setzt wieder ein. Barker dreht ab.

„Frances", sagt er, „Sie haben's gewußt. Ich seh' es Ihnen an. Sie haben gewußt, daß er lebt."

Sie nickt.

Wie auf Kommando fließen ihre Tränen die Wangen herab.

„Ich hab' ihn ja gesehen", flüstert sie.

„Frances", sagt Barker, „in wenigen Minuten wird das Haus voll von FBI sein und voll von Journalisten. Keiner wird Sie zu Wort kommen lassen. Wenn Sie mir jetzt erzählen, wie es war, wie und wann Sie Ihren Mann gesehen und gesprochen haben, dann wird heute abend noch ganz Amerika hören können, was Sie darüber zu sagen haben. Und zwar unverfälscht, ohne Verhör: Ihre eigenen Worte."

Frances Spears zögert keine Sekunde. „Gut, ich bin einverstanden."

Das Band rollt.

„Frau Spears", sagt Barker ins Mikrophon, „die Nachricht, daß Ihr Mann, Dr. Robert Spears, in Phoenix verhaftet wurde, kam aus Washington. Wußten Sie, daß er am Leben war?"

Frances Spears gibt nun ihre, vom Schluchzen unterbrochene, stockend vorgebrachte Version vom Wiedersehen im Lakewood-Hotel. Dr. Turska kam mit einem Brief ihres Mannes zu ihr, in dem stand, daß er lebe und sie sehen wolle...

„Ich hielt das für einen Trick", sagt sie weinend, „aber dann sah ich ihn. Mein Gott, ich weiß nicht, was meine ersten Worte waren. Robert lebte... man muß



⟶

# *Das Erlebnis*

das wir beim Genuß einer natürlich-reinen, feinen Tabakmischung empfinden,
ist das Erlebnis der Reinheit schlechthin.




VON HÖCHSTER REINHEIT

## Ganz unter uns: Der NEUE Klatsch

### Mit Liebe ...

Die attraktive Engländerin Belinda Lee, die jetzt in dem deutschen Film „Der Satan lockt mit Liebe" die weibliche Hauptrolle spielt, wurde bei den Dreharbeiten gefragt: „Wann haben Sie eigentlich Ihre perfekten italienischen Sprachkenntnisse erworben?" Freimütig antwortete Belinda: „Zugleich mit meiner ersten großen Liebe zu einem Italiener. Jetzt ist diese Liebe aus, aber mein Italienisch wird mich ewig an dieses schöne Abenteuer erinnern." Ob die Engländerin ihre deutschen Sprachstudien auf gleiche Weise „mit Liebe" betreibt, verriet sie allerdings nicht . . .

### Mit Ausdauer ...

Als Elvis Presley für ein paar Tage in Paris war, flog die Leiterin des Londoner Elvis-Presley-Klubs sofort an die Seine, um endlich einmal ihr Idol sehen und sprechen zu können. Das Teenager-Idol weigerte sich aber, sie zu empfangen. Daraufhin belagerte die Engländerin mit Ausdauer das Hotelzimmer des Amerikaners, bis es ihr nach zwei Tagen schließlich gelang, ihrem Abgott wenigstens die Hand zu küssen. Sie war überglücklich, als ihr Elvis anschließend über das Haar strich. „Es war der schönste Augenblick meines Lebens", sagte sie und flog beseligt nach London zurück.





### Einsicht

*Tilda Thamar, die jetzt die Hauptrolle in dem Film „Die leichten Mädchen im Geheimdienst" spielt, erklärte einer Freundin: „Es hat lange gedauert, aber jetzt bin ich doch einsichtig geworden. Es lohnt sich nicht, einen Mann nur seines Geldes wegen zu lieben . . ."*

### Absicht

*Liselotte Malkowsky hat die Absicht, in dem geplanten Film „Frauenarzt Dr. Wohlgemuth" die Rolle zu spielen, die sie im Leben Dr. Wohlgemuths so gern spielen wollte und nicht spielen konnte. Lilo soll bereit sein, dem Produzenten mit der Gagenforderung weit entgegenzukommen.*

### Vorsicht

*Sofie Grimaldi, attraktives Filmsternchen aus Paris, will ihre Karriere nicht mit Skandalen aufbauen. Sie erklärte: „Ich möchte nicht zu denen gehören, die aufsteigen, indem sie sinken. Ich werde lieber ganz vorsichtig sein und hoffe nur, daß ich mich nicht zu oft verliebe . . ."*

**Antwort.** „Du bist ja heute so dezent angezogen", witzelte ein Regisseur über das Skandalsternchen Barbara Valentin, die bei einem Faschingsball in München wieder einmal das tiefste Dekolleté zur Schau stellte. Antwortete Barbara frech: „Ja, ich muß mich jetzt mal etwas zurückhaltender geben."

**Peinlich.** Etwas voreilig hat Vera Tschechowa angekündigt, daß sie sich vom Film zurückziehen werde, wenn sie in ihrer nächsten Rolle keinen durchschlagenden Erfolg habe. Es wäre sicher peinlich für Vera, wenn man sie beim Wort nehmen müßte . . .

### Aufgeschnappt und aufgeschrieben

● Die 21jährige **Ingeborg Friedrich** (Miß Hessen 1958) ist von Frankfurt nach München gezogen. Grund: Sie will sich in der deutschen Zelluloidmetropole von einem Produzenten für den Film entdecken lassen . . .

● **Judith Holzmeister**, die ehemalige Frau von Curd Jürgens, hat jetzt den Wiener Schauspieler Bruno Dallansky geheiratet.

● **Burt Lancaster** hat eine neue Sekretärin engagiert, die sich leider oft auf der Schreibmaschine vertippt. Burt, galant wie immer, ließ deshalb einen Stempel anfertigen: „Entschuldigen Sie, aber meine Sekretärin ist wirklich hübsch."

● **William Holden** erklärte auf einer Party: „Hollywood kann man in zwei Gesellschaftsklassen einteilen: Leute, die einen Swimmingpool besitzen, und Leute, die sich kaum über Wasser halten können."

● **Wilhelm Dieterle**, der von Hollywood nach Berlin zurückkehrte, um dort für Artur Brauner den Millionenfilm „Die Herrin der Welt" zu inszenieren, mußte schnell erkennen, daß beim sparsamen „Atze" in Spandau ganz andere Sitten als in Beverly Hills herrschen. Klagte Dieterle über die Organisationsmängel im Atelier: „Jeden Tag ist hier ein Nervenschlachtfest . . ."



**Beispiel** *Perette Pradier hat den Platz von Marina Vlady im Herzen des Filmregisseurs Robert Hossein erobert. „Perette ist ein Beispiel dafür, daß ein hübsches Mädchen, das zum Film will, nicht unbedingt strohdumm sein muß", erklärte der verliebte Hossein . . .*

**Beifall**

*Ein ungewöhnlicher Film hat ungewöhnlichen Erfolg . . . auch in Deutschland. „Jazz an einem Sommerabend" ist ein amerikanischer Film, der — ohne eigentliche Handlung — eine aufregende Darstellung des amerikanischen „Privatlebens" gibt. Man sieht unter ständiger Begleitung der besten Jazzorchester und Solisten der Welt, wie sich Bewohner der kleinen Stadt Newport an einem Sommerabend zu Musik und . . . Liebe zusammenfinden. Die Fotografie ist brillant, die szenischen Einfälle sind es auch, und Gesang und Gesichtsausdruck der Sängerin Anita O'Day sind unvergeßlich. Gefahr droht diesem Film bei uns nur von den Jazzexperten, die ihn wahrscheinlich als einen reinen Jazzfilm ausschreien und damit das große Publikum abschrecken werden.*

**Beileid** *Sabine Sinjen, die immer eine kleine Stofftiermenagerie mit sich führt, erhielt von Verehrern Beileidsbriefe, weil sie wieder mit Peter Kraus filmen soll. Dabei hat sich Sabine doch schon so an Peterle gewöhnt, von dem sie in einer Filmszene den ersten Kuß ihres Lebens erhielt.*

## Delta N antwortet nicht

sich das nur vorstellen! Der Mann, den man für tot hält ..."

Tränen, Schluchzen ...

„Warum haben Sie dieses Wiedersehen geheimgehalten?"

„Ich liebe ihn doch. Da war's das einzige, was ich tun konnte. Er schützte mich mein ganzes Leben lang. Konnte ich ihn verraten?"

„Warum hielt er sich versteckt?"

„Weil er mich, weil er die Kinder liebt. Weil er die Chance seines Lebens sah, für uns zu sorgen."

„Sprachen Sie mit ihm über William Taylor?"

„Ja, Robert sagte mir, er wußte, daß Taylor in dem Flugzeug war. Ich flehte ihn an, sich doch der Polizei zu stellen. Ich sagte ihm, ich würde keinen roten Cent von der Versicherungssumme annehmen, jetzt, wo ich wußte, daß er lebt ..."

„Sprachen Sie davon, daß man ihn verdächtigte, eine Bombe in das Flugzeug geschmuggelt zu haben?"

„Nein, natürlich nicht. Ich weiß, daß er zu so etwas nicht imstande ist. Ein so guter Mensch wie er ... niemals!"

Das Gespräch wird unterbrochen. Es läutet.

Eddie Barker packt seinen Tonbandapparat zusammen. Dann geht er und macht auf.

„Frau Spears erwartet Sie", sagt er zu den Polizeibeamten und geht aus dem Haus.

Am selben Abend — die Radio- und Fernsehstationen im ganzen Land sind angeschlossen — hört man, daß Frances Spears ihren Mann, den lebenden Leichnam, gesehen und gesprochen hat. Daß ihr Robert niemals einen Massenmord geplant habe ...

In Phoenix, wo FBI-Leute Dr. Spears seit Stunden einem Kreuzverhör unterwerfen, wird Slater herausgerufen.

Bundesstaatsanwalt Wilson unterrichtet ihn über den Bericht der Frances Spears.

Nachher fragt Wilson: „Und wie ist das Verhör? Irgendwelche Fortschritte?"

Slater schüttelt verneinend den Kopf. Er sagt mißmutig: „Nachmittags hätte ich geschworen, daß er gestehen wird. Jetzt gibt er nicht einmal zu, daß Arizona sieben Buchstaben hat."

„Die Nacht ist lang", sagt Wilson, „vielleicht können Sie ihn doch noch mürbe machen. In seinem Hirn sind alle Antworten auf unsere Fragen eingekapselt."

*

J. Edgar Hoover, Chef des FBI, sitzt in seinem Arbeitszimmer und liest zwei Berichte.

Der eine ist aus New York. Da steht: „Herbert Cantor, der sich in Miami als Sozius Julian Franks vorstellte und in Bolivia, North Carolina, nach dessen Leiche suchte, um »wichtige Papiere« zu suchen, ist kein Partner Franks. Er ist ein von Frank angestellter Privatdetektiv, ein früherer mehrfach ausgezeichneter New Yorker Polizeioffizier, der unter Franks Vater gedient hatte ... Julian Frank verteidigte Cantor in einem Disziplinarverfahren. Herbert Cantor soll für Frank in letzter Zeit-Reisen nach Las Vegas, Los Angeles, Phoenix und Florida unternommen haben ..."

Hoover legt das Blatt weg, nimmt ein anderes zur Hand.

„Bericht aus Mobile, Alabama: Der Seemann Keith Heimann, der auf dem motorisierten Fischerboot »Jerry Lynn« Dienst macht, meldete hier, nachdem das Schiff von einer Netzfischfahrt im Golf von Mexiko heimkehrte, daß er in der Nacht vom 15. auf den 16. November Wache hatte. Um 2.56 Uhr gibt er zu Protokoll, habe er ein großes Flugzeug von Osten nach Westen in einer Höhe von bloß 100 m über dem Meeresspiegel in unsicherem Kurs heransausen sehen. Es zirkelte wie torkelnd in der Luft und verschwand dann aus seiner Sicht ... Wenn Heimanns Angaben richtig sind, dann bedeutet das, daß das Flugzeug von Tampa nach New Orleans noch eine Stunde und zwölf Minuten nach der letzten Radio-Verbindung in der Luft war ..." ***(Fortsetzung folgt)***

# Morgen fängt dein Leben an...

## Roman tapferer Herzen • Von Eva Amrain



**Der jungen Ärztin Eva Asam ist der berühmte und gefeierte Filmregisseur Mark Hartmann ein Rätsel, ein Mann mit zwei Gesichtern. Sie kennt ihn als überheblichen Star, der sich über alles lustig macht. Aber da entdeckt sie plötzlich einen ganz neuen Mark Hartmann. Der Regisseur ist in einer wilden Non-Stop-Fahrt nach Brüssel zu einem belgischen Arzt gerast, nachdem er gehört hat, daß nur dort ein neues Serum zu haben ist. Und dieses Serum braucht Eva Asam, um einen letzten verzweifelten Versuch zur Rettung der lebensgefährlich erkrankten jungen Anke zu unternehmen ...**

So oft in diesen Tagen hat die junge Ärztin Eva Asam geglaubt, daß sie sich endlich dazu durchgekämpft hat, den Tod der kleinen Anke mit Fassung zu erwarten. Daß sie gelernt hat, demütig zu sein. Bereit zu sein für die Stunde, in der das Leben dieses Kindes verlöschen würde.

Aber jetzt, auf einmal, ist wieder ein Hoffnungsfunke in ihr erwacht. Es gibt eine kleine, verschwindend winzige Chance, Anke doch noch retten zu können.

Mit bebenden Händen hält die Ärztin das Päckchen, das ihr Mark Hartmann soeben in die Wohnung gebracht hat. Das Päckchen mit dem neuen Serum des belgischen Arztes Dr. Delachaux, dem einzigen Mittel, das Anke vielleicht am Leben halten kann.

Am liebsten würde Eva noch in dieser Nacht mit der Behandlung beginnen.

Es ist fast halb elf, als sie den Professor Morbach in der Klinik anruft: „Martin, ich muß dich dringend sprechen. Heute noch. Jetzt gleich."

Ihre Stimme ist so erregt, daß Morbach antwortet: „Natürlich. Ich bin in einer Viertelstunde bei dir."

„Nein, nicht hier", sagt Eva schnell. Etwas in ihr sträubt sich dagegen, ihrem Verlobten in demselben Zimmer gegenüberzutreten, in dem vor wenigen Minuten noch Hartmann gestanden hat.

„Ich komme in die Klinik", sagt sie. „Es handelt sich um Anke Livonius."

„Schön. Ich schicke dir meinen Wagen", sagt Morbach ruhig.

Hastig holt Eva ihren Mantel aus der Garderobe, nimmt das Päckchen mit dem Serum des belgischen Forschers und verläßt das Haus. Unten auf der Straße geht sie wartend auf und ab.

Rosafarbene Wolken liegen über dem nächtlichen München, es ist drückend schwül. Föhn ...

Bald darauf stoppt Morbachs Wagen neben Eva. Ertl, der Fahrer, ist ihr beim Einsteigen behilflich.

Der Verkehr zwischen Bogenhausen und der Morbach-Klinik in Harlaching ist trotz der späten Stunde noch beängstigend dicht. Ertl läßt immer wieder Schimpfkanonaden aus dem reichhaltigen Wortschatz seiner bayrischen Heimat los.

„Die Hammel, die g'scherten, die Schweinstreiber, die krummbeinigen", flucht er. „Die fahren heut' wie die Verrückten. Bloß wegen dem bißl Föhn."

Er schnaubt verächtlich durch die Nase. „Die sollten mal in Afrika bei einem richtigen Schirokko fahren, die Depp'n, die damischen. Ich kenn den Schirokko. Von der Legion her ..."

Eva Asam lächelt. Sie kennt das schon. Seit fünf Jahren ist der Ertl beim Professor als Fahrer. Seit er aus der Fremdenlegion heimgekehrt ist. Morbach hat mit ihm gute Erfahrungen gemacht.

Nur einen Tick hat der Ertl, und den wird er wohl zeitlebens behalten: Er setzt alles, was geschieht, mit der Legion in Verbindung. Er ist eigentlich nie mehr richtig zurückgekehrt aus der Wüste und dem Dschungel. Er kann nur mehr als Legionär denken und fühlen.

Er tritt hart auf die Bremse, als aus einer Seitenstraße ein Wagen unter Mißachtung des Vorfahrtsrechts prescht.

„Die Schweinstreiber, die krummbeinigen", knurrt er, und dann beginnt wieder seine Geschichte vom Schirokko und der Legion.

Evas Hände umkrampfen das Päckchen mit dem Serum.

Weswegen hat Mark Hartmann das Mittel beschafft ...? fragt sie sich. Aus Hilfsbereitschaft für die kleine Anke, die er kaum kennt? Oder vielleicht ... mir zuliebe?

Der Wagen bremst in der Lindenbuschstraße, biegt in die Einfahrt zur Klinik ein

Zwei Minuten später steht Eva ihrem Verlobten atemlos gegenüber.

Morbach sieht die Spannung in ihrem Gesicht.

„Was ist denn geschehen, Eva?" fragt er besorgt.

„Ein kleines Wunder, Martin." Sie hält ihm das Päckchen hin. „Wir haben das belgische Perniciosa-Serum für Anke Livonius."

Der Professor wiegt zweifelnd den Kopf. „Das Mittel ist noch so gut wie unerprobt", sagt er. „Ich würde in diesem Fall ..."

Da vergißt Eva zum erstenmal den Abstand, den sie immer zwischen sich und Martin Morbach gefühlt hat, obwohl er doch nicht nur ihr Chef, sondern auch ihr Verlobter ist. Sie unterbricht Morbach mitten im Satz.

„Wir haben die Wahl, entweder machtlos zuzusehen, wie die kleine Anke stirbt, oder noch einen Versuch zu wagen, so riskant er uns erscheinen mag", sagt sie beschwörend. „Ich bin für das Risiko ..."

„Na schön", brummt Morbach.

Sie studieren gemeinsam die Unterlagen und die Anweisungen des Brüsseler Kollegen sorgfältig. Aus dem Erfahrungsbericht von Dr. Delachaux geht hervor, daß das Serum schon in einigen Fällen bei bösartiger Anämie geholfen hat.

„Jetzt müssen wir noch das Einverständnis des Vaters einholen." Morbachs Stimme ist ernst und eindringlich.

„Ich werde sie beschaffen", erwidert Eva.

Der Ex-Legionär Ertl muß wieder hinter das Steuer. Es ist inzwischen halb zwölf.

„Herr Ertl", sagt Eva, „es tut mir leid, daß Sie heute meinetwegen um Ihre Nachtruhe kommen."

„Das macht gar nix, Frau Doktor", lacht der Fahrer. „Das bin ich gewohnt. Wissen S', bei der Legion, da haben wir einen Oberst gehabt, den hab' ich fast jede Woche zwei-, dreimal von Sidi-Bel-Abbès nach Oran hinüberfahren müssen. Immer bei Nacht ..."

Sie fahren zur Marktstraße, wo Ankes Vater wohnt.

Eva steigt die buckligen, ausgetretenen Treppen des alten Hauses hinauf. Oben in der Mansarde stehen vier verschiedene Namen an der Tür. Aber der Name Livonius fehlt.

Nach kurzem Zögern drückt Eva auf die Klingel. Ein scheppernder Ton wird laut. Dann ist es wieder still. Nichts rührt sich. Nur eine Katze streicht um das Stiegengeländer ...

Eva läutet noch einmal.

Endlich schlurft jemand über die Diele, und die Tür öffnet sich einen kleinen Spalt.

„Wer ist draußen?" fragt eine keifende Stimme. „Jetzt, mitten in der Nacht?"

„Verzeihen Sie die späte Störung, bitte. Wohnt Herr Livonius hier?" fragt Eva freundlich.

Die Kette wird ausgehängt. Eine mürrische Alte mustert Eva mißtrauisch.

„Ich bin die Ärztin, die seine Tochter behandelt", sagt Eva. „Es ist sehr wichtig, daß ich ihn noch sprechen kann."

Wortlos humpelt die Alte über den Gang, pocht polternd an die letzte Tür.

Livonius öffnet sofort. Kein Muskel regt sich in seinem Gesicht, als er die Ärztin erkennt.

Stumm führt er Eva in seine Kammer.

„Herr Livonius", sagt die Ärztin herzlich, „ich bringe eine kleine Hoffnung für Sie."

Der Mann schweigt. Sein feingeschnittenes ausgezehrtes Gesicht hat einen undurchdringlichen Ausdruck.

„Ein belgischer Kollege hat ein neues Serum gegen die perniziöse Anämie entwickelt, das überraschende Erfolge erzielte ..." fährt die Ärztin fort.

Der Mann sagt noch immer kein Wort. Sie weiß nicht, ob er überhaupt zugehört hat.

Ein Frösteln steigt in Eva auf. Sie sieht, daß die Wände der Kammer feucht glänzen. Und sie erinnert sich plötzlich an Ankes kleine Stimme: „Ich wohnte mit Vater in einer Tropfsteinhöhle ..."

Das also ist die Tropfsteinhöhle.

Auf einem alten Bettgestell liegen ordentlich gefaltet ein paar Militärdecken. Der Tisch ist roh zusammengezimmert. Ein paar Bücher liegen darauf.

Ein eisernes Gestell hält eine Waschschüssel, ein alter Emaillekrug steht daneben. Im Holzrahmen eines Spiegels, dessen Glas fast blind ist, stecken ein paar verblichene Blumen.

Anke wird sie im vergangenen Herbst hineingesteckt haben, vielleicht sind es die letzten Blumen gewesen, die sie noch gepflückt hat ... denkt Eva.

Sie zieht entschlossen einen Umschlag aus der Tasche und hält ihn dem Mann hin, der noch immer starr dasteht.

„Bitte, erklären Sie durch Ihre Unterschrift Ihr Einverständnis damit, daß Ihre Tochter mit dem neuen Serum behandelt werden darf. Es ist die einzige Chance, die Anke noch hat", sagt sie eindringlich.

Livonius übersieht das Papier, das sie ihm hinhält.

# „Morgen fängt dein Leben an"

„Halten Sie das Leben wirklich für eine Chance?" sagt er mit leiser Stimme.

Es sind die ersten Worte, die er spricht, seit die Ärztin gekommen ist.

Die feuchte Kälte kriecht an Eva hinauf wie ein Tier mit Fangarmen. Und der Spiegel verzerrt das Gesicht des Mannes zu einer gespenstischen Maske.

„Ja", sagt Eva plötzlich so laut, daß es in der fast leeren Kammer wie ein Aufschrei klingt. „Jedes Leben ist lebenswert. Wenn Sie sehen würden, wie sich Anke mit allen Fasern an das Leben klammert . . ."

Evas Stimme bricht vor Erregung ab. Es dauert ein paar Sekunden, bis sie fortfahren kann: „Ich weiß von Anke, Herr Livonius, daß Sie Entsetzliches durchgemacht haben. Ich weiß, daß Sie mit dem Leben abgeschlossen haben, seit russische Soldaten Ihre Frau vor Ihren Augen erschlugen. Aber deshalb können Sie doch Ihrem Kind die letzte Chance nicht nehmen?"

Das bleiche Gesicht des Mannes wird noch um einen Schein fahler.

Erschrocken hält Eva inne. Sie will den Mann nicht verletzen.

„Verzeihen Sie", schließt sie leise, „und denken Sie daran, wie Ankes Mutter jetzt handeln würde . . ."

Da nimmt ihr der Mann den Umschlag aus der Hand, faltet das Papier auseinander und setzt ohne Zögern seinen Namen unter die vorbereitete Erklärung.

Wortlos gibt er Eva das Papier zurück. Nur seine Augen bleiben mit einem langen, undeutbaren Blick auf ihr. Dann geht er ihr voran zur Tür.

An der Treppe wendet sich Eva noch einmal um.

Er grüßt sie wieder wie vorher, stumm, mit einer kleinen Verbeugung.

„Gute Nacht", sagt Eva, lächelt ihm zu und geht die Treppe hinunter. Dann ist ihr, als höre sie etwas, und sie dreht sich noch einmal um.

Der Mann ist ihr bis zum Treppenabsatz nachgegangen. Dort steht er jetzt, und es scheint Eva, als bewege er die Lippen.

Fragend blickt sie zu ihm hinauf.

„Danke sehr", sagt er. Es ist das erstemal, daß Eva den baltischen Tonfall seiner Heimat hört.

„Wofür . . . ?"

„Sie sind ihr sehr ähnlich", sagt Livonius. „Ich meine Ankes Mutter."

Er wendet sich um, geht die paar Stufen hinauf und schließt fast lautlos die Tür.

Eva sieht nur noch die grünen Augen der Katze, die auf der Treppe zum Speicher sitzt . . .

*

Am nächsten Morgen will Professor Morbach mit der Serumbehandlung beginnen. Zusammen mit Eva Asam und Dr. Koch betritt er Ankes Zimmer.

Das Mädchen liegt apathisch in ihren Kissen. Müde beobachten ihre Augen die Ärzte. Sie weiß, daß sie nur bei besonderen Anlässen zu dritt in ihr Zimmer kommen. Ängstlich fragend schaut sie auf Eva.

„Anke, erinnerst du dich an den Morgen, an dem Sylvia zu uns kam?" fragt die Ärztin.

Die Kranke nickt.

„Ich habe dir von dem Mann erzählt, der sie gebracht hat. Dieser Herr Hartmann hat deinetwegen eine weite Reise gemacht und uns aus dem Ausland das beste Medikament besorgt, das es im Augenblick für deine Krankheit gibt. Und das wird dir der Herr Professor jetzt injizieren. Nicht weil es dir besonders schlecht geht, Anke, sondern damit es dir . . ."

Morbach wirft Eva einen warnenden Blick zu.

Eigensinnig schüttelt sie den Kopf. „Damit es dir recht bald besser geht", sagt sie und nickt Anke aufmunternd zu.

Da streckt Anke Livonius gehorsam den Arm aus, ballt ihre weiße, abgezehrte Hand zur Faust, so wie man es sie bei den Injektionen gelehrt hat.

„Bitte, Herr Professor", sagt sie.

Und ein Hoffnungsfunke glimmt in ihren Augen auf . . .

*

Am Mittag desselben Tages meldet sich das Ehepaar Herzog an der Pforte. Diesmal ohne Pressefotografen.

Frau Marisa ist heute schön wie ein Pfau, aber sanft wie eine Taube.

„Liebste Oberschwester", wendet sie sich voll überströmender Liebenswürdigkeit an die Hilfsschwester Margret. „Verständigen Sie doch den verehrten Herrn Professor davon, daß Herr und Frau Herzog ihre Tochter besuchen möchten."

Die junge Margret, die gerade ihre Kollegin Susanne Werner während der Mittagszeit vertritt, weiß nicht, wie ihr geschieht. Sie erinnert sich noch gut an die wüsten Auftritte der Frau Herzog vor wenigen Wochen. Zuletzt war Sylvias Mutter sogar mit ihrem Anwalt hiergewesen . . .

„Glauben Sie, daß Sie die Möglichkeit haben, den Herrn Professor zu erreichen?" flötet Frau Marisa.

Im Hintergrund hüstelt Jacques Herzog verlegen.

Schwester Margret überlegt. „Würden Sie bitte einen Augenblick hier Platz nehmen?" sagt sie. „Ich will nachsehen, ob der Herr Professor im Hause ist."

Sie findet Morbach, Dr. Koch und Dr. Asam im Ärztezimmer.

„Schon wieder die Herzogs!" sagt der Professor ärgerlich. „Nun, wenn sie diesmal tatsächlich allein kommen, soll es mir recht sein. Praktisch könnten sie das Mädchen sowieso bald abholen. Von uns aus ist sie soweit."

Eva tritt auf ihn zu. „Wenn es nach mir ginge . . . ich würde Sylvia noch ein paar Wochen bei uns behalten."

Morbach schaut sie nachdenklich an. „Wir haben die Kleine gesund gekriegt. Wir haben ihr die Ruhe und den Seelenfrieden beschafft, den sie dazu brauchte. Das hat uns allerhand Scherereien gekostet, wie du weißt. Jetzt muß sie in das Leben zurück, aus dem sie kommt. Wir können ihr dabei nicht mehr helfen."

Eva sagt: „Martin, du hast einmal gesagt, daß dies mein Frontabschnitt ist. Bitte, laß mich mit den Eltern reden."

„Meinetwegen", brummt Morbach.

Eva verläßt rasch das Zimmer.

„Fräulein Asam trägt den weißen Kittel wie einen Waffenrock", sagt Dr. Koch bewundernd.

Von der Stationsschwester erfährt Eva Asam, daß Sylvia in den Garten gegangen ist . . .

Mit geschlossenen Augen sitzt das Mädchen auf einer Bank in der Sonne, als die Ärztin auf sie zutritt.

„Sylvia, wovon träumst du?" Eva setzt sich neben sie und legt den Arm um ihre Schulter.

„Ich dachte gerade daran, daß es noch nie im Leben so schön war", erwidert das Mädchen leise. „Nie hatte ich so viel Zeit für mich wie jetzt . . ."

Versonnen schaut sie zu den Wolken hinauf. „Da waren die Ballettstunden, das Eislaufen, das Reiten und Fechten, der Schauspielunterricht und die Schule. Ich durfte nie in der Sonne sitzen, weil die braune Haut niemals zu der Rolle paßte, die ich gerade studierte. Ich durfte nicht viel schwimmen, weil die Schultern zu breit und die Beine zu muskulös davon würden. Mein Essen wurde gewogen, die Kalorien wurden addiert . . ."

„Sylvia", sagt die Ärztin nach einer Weile, „deine Eltern sind zu Besuch da."

Sie sieht, wie das Mädchen erschrickt, und fügt rasch hinzu: „Keine Angst, du darfst so lange bei uns bleiben, wie es dir gefällt. Und jetzt komm, wir wollen mit deinen Eltern reden."

Über das Gesicht des Mädchens huscht ein scheues Lächeln.

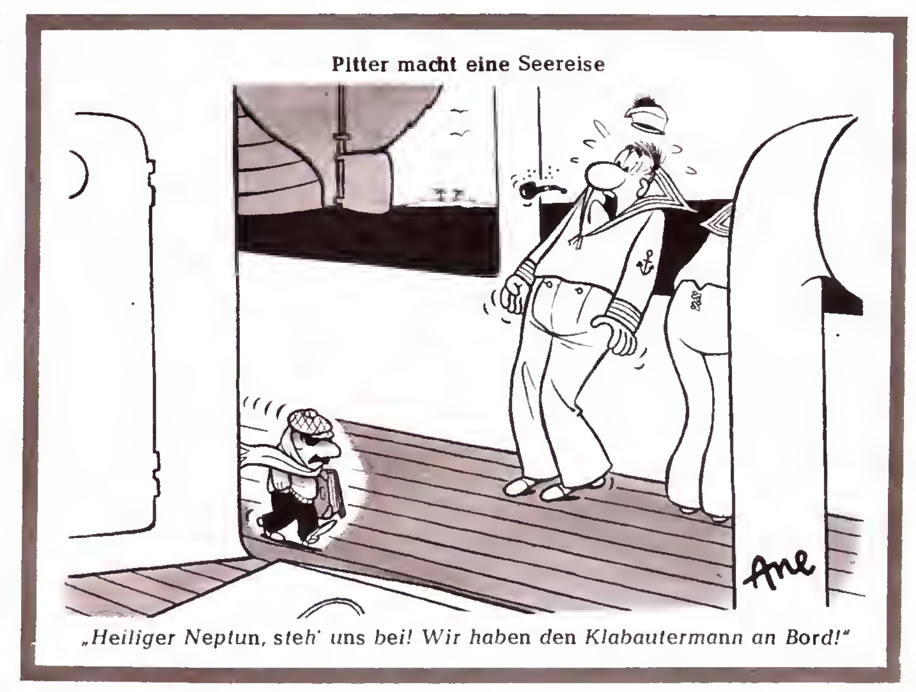
Und dann läuft alles so ab, wie es die Herzogin zu Hause vor dem Spiegel eingeübt hat.

„Mein geliebtes Kind, mein Schäfchen", seufzt sie klangvoll und drückt Sylvia an ihr Herz. Freilich nur sehr vorsichtig, damit ihr moderner, weit abstehender Pikeekragen nicht Schaden leidet. „Ach, wenn du wüßtest, was dein Vater und ich gelitten haben . . ."

Über Sylvias Schulter wirft sie der Ärztin einen klagenden Mutterblick zu. „Mein Gott, wie rücksichtslos sind die Kinder heutzutage mit ihren armen Eltern! Aber wir wollen nicht mehr davon sprechen. Sie wird es gewiß nicht mehr tun. Nicht wahr, Sylvia?"

Jacques Herzog tritt im Hintergrund immer wieder von einem Fuß auf den

**Pitter macht eine Seereise**



„Heiliger Neptun, steh' uns bei! Wir haben den Klabautermann an Bord!"

anderen, er kann seine Rührung nicht verbergen.

„Schnell, versprich es deinem Vater!" sagt Frau Marisa pathetisch und drückt das Mädchen mit großer Geste an seine Brust.

„Papa!" Sylvia preßt ihr Haar an sein Gesicht, das vor Erregung gerötet ist.

Unbeholfen und verlegen klopft er seiner Tochter immer wieder auf den Rücken, während seine Frau sagt: „Verehrte Frau Doktor, wie kann ich Ihnen nur für die aufopfernde Pflege danken, ohne die mein armes Kind heute . . ."

Von ihrer Vorstellung selbst überwältigt, schließt die Herzogin ein paar Sekunden die Augen.

Verheißungsvoll schlägt sie sie dann wieder auf. „Wir bringen dir eine große Neuigkeit, mein Kind..." Und nach einem neckischen Seitenblick auf ihren Mann sagt sie es mit besonderer Betonung: „Der neue Schwärzer-Film geht nächste Woche ins Atelier. Mit der Herzog in der zweiten Hauptrolle."

Sylvias Augen werden starr.

Jacques Herzog bemerkt es. Beruhigend tätschelt er Sylvias Wange.

„Nicht du, Sylvia, sondern deine Mutter wird die Rolle spielen", sagt er, und seine Stimme ist voll Mitgefühl für seine Tochter und voll Stolz auf seine Frau. „Man hat Marisa so sehr bestürmt, zum Film zurückzukehren, daß sie einfach nicht nein sagen konnte."

Langsam bekommt Sylvias Gesicht wieder Farbe.

„Mutti ..." Jetzt umarmt sie die Mutter herzlich. „Ich freu' mich ja so!"

Die Herzogin genießt den Augenblick. Sylvia erfährt, daß der Film in Hamburg-Bentesdorf ins Atelier geht und die Außenaufnahmen in Lugano und Dubrovnik gedreht werden.

Und dann stöhnt die Herzogin: „Um Gottes willen, so spät ist es schon?" und drängt zum Aufbruch. Reisevorbereitungen, Kostümproben, der Friseur wartet auf sie, und heute abend ist eine Abschiedsparty.

„Mein Mann wird sich um einen netten Ferienaufenthalt für Sylvia kümmern, damit sich das Kind noch erholen kann", sagt die Herzogin beim Abschied zu der Ärztin. „Und dem verehrten Herrn Professor unseren innigsten Dank..."

Auch die Stationsschwester, die nur zufällig über den Gang kommt, und Schwester Margret in der Pforte ernten noch liebenswürdiges Lob von ihr.

Die Herzogin, schon ganz auf charmanten Star eingestellt, erteilt ihre Huld freigebig an jedermann, wie die Sonne ihren Glanz . . .

*

Zwei Monate sind vergangen, seit Joachim Lucius in einer finsteren Winternacht aus Wien zurückgekehrt ist, nach einer erfolglosen Operation für immer erblindet. Zwei Monate, die für seine Frau Barbara zur Qual wurden.

Gewiß, sie hatte schon bis dahin drei Jahre lang nur mehr neben Joachim und nicht mehr mit ihm leben dürfen. Und sie hatte damals oft gedacht, daß sie es nicht länger ertragen könne.

Aber damals gab es immer noch für sie eine Hoffnung. Die Hoffnung, daß Joachim, wenn er wieder sehen könnte, sich aufs neue in sie, die schöne, begehrenswerte Frau, verlieben könnte.

Nun ist die Operation mißlungen, jetzt gibt es keine Hoffnung mehr.

Die leidenschaftliche Frau hat versucht, sich in ihr Los zu fügen, zu resignieren. Aber jedesmal folgten solchen Versuchen Tage wilden Aufruhrs, verzweifelten Aufbäumens gegen das Schicksal.

So ein Tag ist heute. Ein stürmischer Apriltag. Tiefhängende Wolken jagen über das oberbayrische Hochland, der Wind peitscht durch den Park des Guts Degenau, reißt die zartgrünen Blätter von den Bäumen, läßt sie weit durch die Luft wirbeln.

Barbara geht in ihrem Zimmer hin und her wie ein gefangenes Tier im Käfig. In dem Zimmer, das ihr Mann seit Jahren nicht mehr betreten hat.

Sie hält die Einsamkeit nicht mehr aus. Sie muß sich mit jemand aussprechen. Sie geht zum Telefon, wählt die Nummer der Morbach-Klinik in München, bittet, ihre Schwester Eva an den Apparat zu holen.

Dann, als Eva sich meldet, sagt Barbara: „Du mußt zu mir kommen. Ich brauche dich. Brauche jemand, von dem ich weiß, daß er es gut mit mir meint."

→

# SPORT-Pralinen



**Lampenfieber wie noch nie**

**Exweltmeister Floyd Patterson (rechts) mußte Beruhigungstabletten einnehmen, nachdem sein von ihm trainierter Bruder Raymond (links) den Schwergewichtler Oscar Jernegons in 51 Sekunden schwer k. o. geschlagen hatte. „Das mache ich nie wieder", sagte Floyd hinterher. „Diese Aufregung und Angst habe ich in keinem meiner Kämpfe erlebt ..."**

*

**Diebe mit Lupe.** Während eines großen Wettkampfes in der Hamburger Jahnhalle wurden in den Umkleidekabinen aus den Handtaschen der teilnehmenden Turnerinnen Schmuckstücke im Wert von tausend Mark gestohlen. Die ortskundigen Diebe gingen in aller Ruhe vor. Sie prüften jedes Stück. Unechten Schmuck ließen sie liegen.

## Pfarrer von heute

➡ Für über 100 Frauen und Männer seiner Gemeinde hat Ortspfarrer Walter Kuchler von Wegscheid in Bayern ein regelrechtes Skitraining aufgezogen. Auf seine Veranlassung wurde auch ein Skilift gebaut. Da der Geistliche ein begeisterter Anhänger des modernen, eleganten Kurzschwingens ist, auch „Wedeln" genannt, heißt er in der Gemeinde nur noch „Wedelpfarrer".

➡ Kaplan Bastian aus Karlsruhe, vor wenigen Jahren noch Startmann der schnellen 4×100-Meter-Staffel des KSC, traute kürzlich den Sprinter Lothar Knörzer mit Fräulein Beatrice Behr. Danach übergab er dem jungen Paar als Hochzeitsgeschenk denselben Staffelstab, den er früher Lothar Knörzer in vielen großen Rennen weitergegeben hatte. Unter den Hochzeitsgästen befanden sich Leo Pohl und Heinz Fütterer, also bis auf den verhinderten Manfred Germar die komplette deutsche Sprinterstaffel von Melbourne. Trauzeuge war der 400-Meter-Europarekordmann Karl Kaufmann, der während der Feier auch das Ave Maria von Schubert sang.

**John im Pech.** Der Ruderer John Vilby lag bei einer Regatta in Florida mit Längen in Front, als plötzlich sein Tempo nachließ. Trotz größter Anstrengung fiel er immer weiter zurück, und alle Konkurrenten zogen an ihm vorbei. Hinter dem Ziel untersuchte der wütende John sein Boot. Am Bug fand er einen Karton, den er während des Rennens aufgespießt hatte. Auf dieser „Bremse" stand der ermutigende Reklamespruch einer Firma: „Trinken Sie unseren Grapefruitsaft, und Sie liegen stets vorn."

*

**10 000 Mark** sammelte das Pariser Sportblatt „L'Equipe", um auf dem Gipfel des Pyrenäenberges Izoard ein Denkmal für Fausto Coppi, den verstorbenen Radsport-Championissimo, zu errichten. Am Izoard hatte Coppi 1952 den Grundstein für seinen Tour-de-France-Sieg gelegt, als er allen auf dem kilometerlangen steilen Anstieg davonfuhr.



**Schönheit geht vor**

**Schwimm-Bundestrainer Janos Sartory hatte von der deutschen Olympia-Hoffnung Wiltrud Urselmann (rechts) verlangt, daß sie Gymnastik mit Gewichten treibt. Aber die 17jährige winkte ab und sagte: „Soll ich später meinen Mann mit dicken Muskelpaketen erschrecken?" Bild: Wiltrud nach ihrem Sieg in Bremen, wo sie Weltbestzeit für 25-Meter-Bahnen über 200 Meter Brust erreicht hatte. Neben ihr Ada den Haan aus Holland, ihre schärfste Rivalin, die Zweite wurde.**



**Kampf auf Biegen und Brechen**

**Wimbledonsiegerin Maria Bueno aus Mexiko traf bei den australischen Tennismeisterschaften in Brisbane unter glühender Sonne auf das neueste Wunderkind des Sports im fünften Kontinent, die 16jährige Margret Smith. Sie hatte keine Chance und stürzte, als sie einen der unheimlich scharfen Passierbälle Margrets erreichen wollte (Bild). Neue Meisterin von Australien im Damen-Einzel wurde Margret Smith.**

Nächste Woche neue Sport-Pralinen

# „Morgen fängt dein Leben an"

Evas Stimme kommt zögernd: „Ich verstehe dich ja, Barbara ... aber ich kann jetzt nicht weg. Es ist ganz unmöglich. Ich habe dir doch von der kleinen Patientin erzählt, die an Anämie leidet. Seit ein paar Tagen erproben wir ein neues Serum an ihr. Wenn ich jetzt wegliefe ... das wäre ja wie Fahnenflucht."

„Und an deine Schwester denkst du nicht? Eva, wenn du nicht kommst, kann ich für nichts garantieren. Wenn du wüßtest, wie Joachim mich behandelt ..."

„Du mußt Geduld mit ihm haben", sagt Eva.

„Geduld ... Geduld ... Geduld!" schreit Barbara. „Wie ich dieses Wort hasse! Seit Jahren kenne ich nichts weiter als Geduld. Jetzt kann ich nicht mehr ..."

Damit knallt Barbara den Hörer auf die Gabel.

Sie ist mit ihren Nerven am Ende. Sie will Klarheit. Jetzt, in dieser Minute.

Sie läuft aus ihrem Zimmer, hastet die Treppen hinunter, öffnet die Tür zu Joachims Zimmer.

Sie hört Musik, aufwühlende, mitreißende Musik. Und sie hört eine majestätisch klagende Stimme: „So gehen traurig hin meine Tage, ach, und der Schlaf bleibt meinem brennenden Auge fern ..."

Es ist die große Arie König Philips von Spanien aus der Oper Don Carlos, die Verdi in Anlehnung an das berühmte Schillerdrama komponiert hat.

Joachim sitzt in dem tiefen Sessel neben der Musiktruhe. Leise geht Barbara zu ihm hinüber. Er soll sie nicht hören. Sie wird einfach ihre Arme um seinen Hals legen und ihr Gesicht an ihn pressen.

Da sieht sie, wie Joachim sich vorbeugt, wie seine Hand an einem Knopf der Musiktruhe dreht. Philips Stimme verstummt.

„Barbara", sagt der Mann, „was gibt es denn?"

Die ruhige, kalte Stimme bringt die Frau um den letzten Rest ihrer Beherrschung. Sie stürzt auf Joachim zu, verbirgt ihren Kopf in seinem Schoß.

Es klingt wie ein Hilferuf, als sie sagt: „Ich kann nicht mehr ... Ich sterbe vor Einsamkeit."

Joachim Lucius steht auf und zieht seine Frau zu sich herauf.

„Aber warum hast du mir das nicht schon früher gesagt, meine Liebe?" fragt er. „Ich habe doch Verständnis dafür. Eine Frau wie dich darf man nicht jahrelang auf dem Lande vergraben."

Er streckt die Arme aus und hält Barbara auf diese Weise von sich weg.

„Weißt du was? Du wirst einfach eine schöne Reise machen. Stell dir vor: Ostern in Cortina d'Ampezzo oder Veilchen in Nizza oder ein kleiner Flirt auf Mallorca."

Die Frau erblaßt. „Joachim", sagt sie, „beantworte mir ehrlich eine Frage: Kann es je wieder zwischen uns sein wie früher? Liebst du mich noch?"

Der Blinde wendet sein Gesicht ab. Und schweigt ...

Da reißt sich Barbara los und stürzt aus dem Zimmer.

In der Halle prallt sie fast mit Reinhard Ries zusammen, Joachims bestem Freund. Ries kommt jeden Abend auf eine Plauderstunde zu Joachim. Er ist der einzige Freund aus früheren Tagen, den der Blinde um sich duldet.

„Was ist denn los, Barbara?" fragt er.

„Ach nichts", erwidert sie und läuft die Treppe hinauf.

Aber Reinhard Ries hat ihre Verzweiflung sehr wohl bemerkt.

An diesem Abend bringt Ries in der Unterhaltung mit Joachim Lucius das Gespräch — unverfänglich, wie er glaubt — auf das Thema Liebe.

„Stell dir vor", sagt er, „da ist mein bester Auslandsmonteur Walldorf. Ein tüchtiger Bursche. Weil er sonst immer so zuverlässig war, habe ich ihn mit einer Montagegruppe nach Kalkutta geschickt. Aber auf einmal läßt der Kerl alles stehen und liegen und fliegt nach Deutschland zurück. »Wegen dringender Familienangelegenheiten«, hat er mir telegrafiert. Aber ich weiß natürlich, was los ist. Eine Frau steckt dahinter."

Joachim lächelt. „Das ist wenigstens ein verständliches Motiv."

„Und das sagst mir du?" fragt Ries schnell.

„Warum, meinst du, sollte ich das nicht sagen?" Es kommt sehr leise, kaum hörbar.

„Ich denke an Barbara", erwidert Ries ruhig.

Im nächsten Augenblick erlischt das Licht. Aber im schwachen Schein des glimmenden Kaminfeuers glaubt Ries zu sehen, wie Joachims Gesicht fahl wird. Ries entschließt sich, die Sache mit dem Licht jetzt gar nicht zu erwähnen. Es könnte vielleicht für den Blinden, der mit so großer Beherrschung seine Krankheit ignoriert, der alles versucht, sie auch vor der Umwelt zu verleugnen, in seiner Krise eine neue Verletzung sein.

„Du bist mir noch eine Antwort schuldig", sagt Joachim.

Da wird an die Tür geklopft. Der Diener Wernberg tritt ein.

„Gnädiger Herr, ich wollte nur sagen, daß es nicht an den Sicherungen liegt. Ich habe sie alle durchgesehen. Wahrscheinlich hat der Sturm die Leitung ..."

Lucius beugt sich vor. „Was hat der Sturm?"

Wernberg sieht nicht, daß Ries ihm abwinkt.

„Wir haben seit zwei Minuten keinen Strom mehr, Herr Lucius", sagt er. „Das Licht ist ausgegangen."

„Ah so, ist schon gut, Wernberg."

Der Diener stellt die Kerze, die er mitgebracht hat, auf den Tisch und geht lautlos hinaus.

Ries greift nach der Whiskyflasche. „Trinkst du noch einen mit, Joachim?"

Lucius schüttelt den Kopf.

„Ich möchte dir eine kleine Geschichte erzählen, Reinhard. Als Japan von einem brutalen Despoten regiert wurde, trat ein barbarisches Gesetz in Kraft. Alle alten und gebrechlichen Leute sollten sofort getötet werden. Ein Mann, der seine alte Mutter sehr liebte, ließ sie nichts von dem Gesetz wissen. Heimlich bereitete er einen möglichst schmerzlosen Tod für sie vor. Er führte sie einen langen, steilen Weg auf den hohen, kahlen Gipfel des Obatsuyama. Dort wollte er sie in die Tiefe stürzen. Als sie den Gipfel erreicht hatten, sagte die Frau, die bemerkte, daß ihr Sohn vom Wege abgekommen war: »Ich habe dir Zweige gestreut, damit du zurückfinden kannst.« Da merkte der Sohn, daß sie das Gesetz kannte, daß sie wußte, was er mit ihr vorhatte."

Lucius atmet tief den Rauch seiner Zigarette ein.

„Ich kenne mein Gesetz auch, Reinhard", fährt er dann fort. „Du brauchst also in Zukunft nicht soviel Rücksicht auf mich zu nehmen."

Plötzlich glaubt Ries wieder Barbaras blasses Gesicht zu sehen, wie sie vorhin an ihm vorbeitaumelte.

„Gut. Das ist ein Wort." Seine Stimme wird auf einmal hart. „Und die Rücksicht, die ich auf dich nicht mehr nehme, wirst du von nun an dafür auf Barbara nehmen, ja? Du weißt, daß sie sehr leidet ..."

„Zwischen uns ist alles zu Ende", sagt Joachim schnell. „Seit langem. Hast du ein Rezept, wie man eine Frau, die man nicht mehr liebt, glücklich machen kann?"

Ries starrt den Freund an. „Ich verstehe dich ja, Joachim", sagt er behutsam. „Du bist in einer Krise."

Der andere fährt auf. „Das hat damit nichts zu tun. Zwischen uns ist es schon lange zu Ende. Ich bedauere das für Barbara, glaub' mir, Reinhard."

Er beugt sich ein wenig vor, als warte er auf die Antwort.

Aber der große, breitschultrige Mann schweigt. Er, der erfolgreiche Maschinenfabrikant, der an jedem Finger zehn Frauen haben könnte, hat immer nur eine geliebt: Barbara.

Und hat Joachim ihm nicht eben zu verstehen gegeben, daß der Weg zu Barbara frei ist?

Reinhard Ries hält es nicht mehr in dem Zimmer aus. Er verabschiedet sich rasch und geht.

Seine Nerven sind bis zum Zerreißen gespannt, während er durch den Sturm nach Hause fährt.

Hat Joachim Lucius ihm den deutlichen Wink gegeben, weil er Barbara wirklich nicht mehr liebt? Oder will Joachim nur auf Barbara verzichten, weil er die lebenshungrige, schöne Frau nicht an sich, einen Blinden, ketten will?

*(Fortsetzung folgt)*

# -und für Sabine ein eigenes Zimmer...

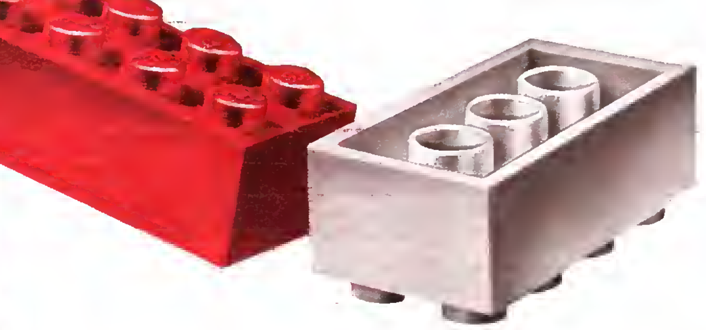
Eifrig baut Inge für ihre Puppen ein schönes Haus. Und Sabine, ihre Lieblingspuppe, soll auch ein eigenes Zimmer bekommen. Das kann Inge alles mit den bunten LEGO-Plastik-Bausteinen bauen. Durch die vielfache Verwendbarkeit der LEGO-Steine ist es spielend leicht für Inge, ein Puppenhaus mit allen Möbeln ganz nach eigenen Wünschen zu erstellen.

LEGO für die Kleinen — ein anregendes Beschäftigungsspielzeug

und für die Großen — ein entspannendes Hobby.



„Inge, ich habe meine Lösung für den LEGO-Wettbewerb schon in den Postkasten gesteckt."
„Bis wann muß die Lösung denn eingeschickt werden, Peter?"
„Einsendeschluß ist der 30. April."
Wie viele Möglichkeiten mag Peter ausgeknobelt haben? In den Spielwarengeschäften wird man euch gern über alle näheren Einzelheiten des Wettbewerbs beraten.
1. Preis: Eine Reise im Werte von DM 2500,–. Insgesamt 500 Preise!





# Soldatensender CALAIS

## Ein unbekanntes Kapitel aus dem unsichtbaren Krieg

### Von Michael Mohr

**Einen lebensgefährlichen Auftrag hat die junge Petra übernommen, um ihre Eltern zu retten. Die sind von der Gestapo in ein KZ eingeliefert worden, weil ihre Tochter nach England geflohen ist und beim Soldatensender Calais arbeitet. Der dicke Chef des Propagandasenders hat ausgezeichnete Beziehungen zum britischen Geheimdienst. Er erreicht es, daß Petra von Agenten bei Aachen durch die deutschen Linien geschleust wird. Das Mädchen hat vor, einen KZ-Lagerführer zu bestechen und so ihren Eltern Erleichterungen, ja vielleicht sogar die Freiheit zu verschaffen. Aber sie muß einen hohen Preis dafür zahlen: Der Secret Service zwingt sie, als Spion für England zu arbeiten.**



Als Petra Nicodemus auf dem Bahnhof Friedrichstraße aus dem Zug stieg, heulten die Sirenen in den Abend hinaus, stockten die Herzen von Millionen für einen Augenblick beim Gedanken an den Tod, der sich der Stadt wieder näherte.

„Bitte suchen Sie sofort den Luftschutzkeller auf!" rief eine Frauenstimme aus den Lautsprechern. „Es ist Vollalarm in Berlin."

Petra blieb auf dem völlig dunklen Bahnsteig stehen und überlegte. In den Bunkern der Bahnhöfe wurden bei Alarm regelmäßig die Personalausweise von gemischten Streifen aus „Kettenhunden" und Kriminalbeamten kontrolliert. Sie wußte aus ihrer Zeit bei der Abwehr, daß Bunker schon manchem feindlichen Agenten zum Verhängnis geworden waren.

Aber draußen auf den menschenleeren Straßen würde sie patrouillierenden Streifen noch mehr auffallen als in den überfüllten Luftschutzräumen.

Petra ließ sich von dem Strom der Mitreisenden in die Gänge und Kabinen des Bunkers hinuntertreiben.

An die kühle Betonwand gelehnt, stand sie über eine Stunde in der stickigfeuchten Luft. Die schwere Flak auf den Hochbunkern der Stadt schoß aus allen Rohren. Einige Bombenexplosionen ließen die Fundamente des Bahnhofs an der Friedrichstraße erzittern. In der benachbarten Kabine schrie ein Säugling. Sonst war es unheimlich still. Die Menschen flüsterten nur ... wie um den Tod nicht zu wecken.

Als von den Ausgängen schon die Nachricht durchgegeben wurde, daß die schwachen Verbände im Abflug seien, tauchte die Streife auf. Ein Unteroffizier der Feldgendarmerie und ein jüngerer Mann im Ledermantel.

Der Unteroffizier sah so lange auf Petras Ausweis, daß ihr die Angst die Kehle zuschnürte. Dann gab er die Kennkarte zurück und sagte leise: „Ich bin aus Bildchen. Haben Sie vielleicht zufällig unterwegs irgendwo meine Frau getroffen, Erika Wellemer? Sie hat einen Säugling von fünf Monaten . . ."

„Leider nicht", sagte Petra. Erst als die beiden Männer sich weiter durch den Gang drängten, fiel ihr ein, daß Bildchen die deutsche Grenzübergangsstelle bei Aachen ist. Und Petra hieß laut Paß jetzt Helga Bergmann und stammte aus Aachen. Der Unteroffizier hatte sie deshalb für eine Landsmännin gehalten . . .

Nach dem Auftrag, den sie in England bekommen hatte, sollte Petra in Berlin sofort Jochen Malden aufsuchen.

Ursprünglich war sie entschlossen, sich an diese Anweisung zu halten. Aber auf der langen Bahnfahrt waren ihr Werners Worte nicht aus dem Sinn gekommen. Die Vorwürfe, die sie in Werners Gegenwart nicht hatte wahrhaben wollen, erzwangen sich in den quälenden Wartestunden den Weg in ihr Gewissen.

Nein, sie wollte Jochen nicht in Gefahr bringen.

Außer ihm und Rudi Castrop gab es nur noch einen Menschen, dem sie sich ohne Furcht für ihr Leben anvertrauen konnte. Das war Hauptmann Martin Ressler, unter dessen Leitung sie jahrelang bei der Abwehr gearbeitet hatte.

Petra wußte nicht, ob Ressler noch lebte. Aber sie wußte, daß der Hauptmann Besitzer eines Exportunternehmens war, das auch in Berlin eine Niederlassung hatte.

Nach der Entwarnung suchte Petra die Nummer dieser Niederlassung aus dem Telefonbuch. Obwohl die normale Dienstzeit längst vorbei war, rief sie an.

Ein Mann der Luftschutzwache meldete sich.

„Der Hauptmann ist in seiner Wohnung", antwortete er erstaunt auf Petras Frage. Die Telefonnummer gab er ihr aber erst, als sie ihm erzählte, daß sie Ressler aus Paris kannte.

„Da kann ja sonst jeder anrufen", meinte er wichtig.

Daß Ressler in Berlin war, wunderte Petra nicht. Wo sollte ein anerkannter Spezialist für englische und französische Untergrundtätigkeit in dem klein gewordenen Deutschland jetzt noch anders sitzen . . .

Sie warf den nächsten Groschen in den Münzautomaten. Für sie war es ein Wunder, daß in dieser schwer zerbombten Stadt das Telefon noch wie im tiefen Frieden ging. Obwohl sie wußte, wie sehr Martin Ressler sie verehrte, ja liebte, hatte sie starkes Herzklopfen.

Martin Ressler meldete sich erst nach geraumer Zeit.

„Hoffentlich störe ich nicht", sagte Petra, ohne ihren Namen zu nennen. „Ich bin gerade in Berlin angekommen und würde Sie gern sehen."

Der Hauptmann erkannte die Stimme sofort. „Sie glauben gar nicht, wie ich mich über Ihren Besuch freue", sagte er herzlich und vermied es ebenfalls, ihren Namen zu nennen. „Kann ich Sie irgendwo abholen?"

„Dafür müßte ich erst wissen, wo Sie wohnen", sagte Petra lachend. Plötzlich waren alle Sorgen von ihr gefallen. Sie hatte noch Freunde, sie war nicht allein.

„Ich wohne draußen in Zehlendorf-West", antwortete Ressler.

„Dann holen Sie mich an der S-Bahn ab", schlug Petra vor. „Ich komme mit dem nächsten Zug vom Bahnhof Friedrichstraße . . ."

Der Hauptmann nahm sie auf dem Bahnsteig in Empfang, als wenn er jeden Tag Besuch aus England erhielte . . . über die Fronten hinweg. Mit seinem Wagen fuhren sie zu dem Einfamilienhaus, in dem er wohnte.

Erst als sich die Haustür hinter ihnen geschlossen hatte, ließ Martin Ressler die Maske des Unbekümmerten fallen.

„Wir können uns ungestört unterhalten", sagte er ernst. „Ich wohne hier ganz allein. Das ist einer der wenigen Vorteile, die mir die Arbeit bei der Abwehr bisher eingebracht hat. Wie sind Sie hergekommen?"

„Ich bin an einer sicheren Stelle über die Front geschleust worden", sagte Petra und ging in das gemütliche Wohnzimmer des Junggesellen. „Wissen Sie, was meinen Eltern passiert ist?"

Ressler nickte und komplimentierte das Mädchen in einen bequemen Sessel. „Jochen und ich sind wegen Ihres »Selbstmordes« noch einmal vernommen worden", sagte er, während er eine Flasche öffnete und zwei Gläser füllte. „Wir konnten uns jedoch herausreden. Jochen, weil er dem Gestapo-Mann in Paris das Leben gerettet hat, und ich, weil ich inzwischen eine große Nummer bei meinem neuen Chef Schellenberg von der SS habe."

Petra erschrak. „Daran habe ich ja noch gar nicht gedacht", sagte sie, „daß ich auch Sie und Jochen in Gefahr gebracht habe."

Der Hauptmann winkte ab und trank ihr zu. „Nicht der Rede wert. Wenn Sie nicht getürmt wären, säßen Sie heute im KZ. Aber nun erzählen Sie einmal, warum Sie nach Deutschland gekommen sind."

„Um meine Eltern zu retten", antwortete Petra leise.

Dann berichtete sie, welchen Vorschlag ihr der übergelaufene SS-Standartenführer Sack-Lenski gemacht hatte. Zu ihrer großen Erleichterung sah sie, daß auch der nüchtern und kühl denkende Abwehrhauptmann diesen Plan für durchführbar hielt.

## Ein sicherer Gefährte - auch im Winter

Es macht Freude, den TAUNUS 17 M zu fahren, gerade auch im Winter. Denn unter erschwerten Fahrbedingungen beweist dieser Wagen, was an Straßenlage und Spurhaltung in ihm steckt. Im TAUNUS 17 M fahren Sie sicher und behaglich. Bequem sitzen — das genießt die ganze Familie, bequem fahren — das genießen Sie. Der starke Motor nimmt fast jede Steigung im großen Gang (Steigfähigkeit im 3. Gang 9%). 60 PS stecken unter der flachen Haube, stets bereit zu einem rasanten Spurt, zu gefahrfreiem Überholen. Ein Blick auf die Kosten: DM 42,58 für Steuer und Haftpflicht im Monat. Und der günstige Preis: ein 60-PS-Wagen für DM 6485,- ab Werk! Sonderausstattung auf Wunsch. Eine Probefahrt kostet Sie nur einen Anruf beim Ford-Händler.

**Taunus 17 M, DM 6485.- a.W.** 4-türig: DM 6825,-

9P13



**Die Welt vertraut FORD**




Der zweite Teil ihres Berichtes fiel Petra wesentlich schwerer. Aber sie zwang sich auch hier zu voller Offenheit über ihren Spionageauftrag.

„Ich habe diesen Auftrag nur angenommen", schloß sie mit unsicherer Stimme, „weil die Engländer mich sonst nicht nach Deutschland geschafft hätten. Die U-Boote werden bis zum Kriegsende ja wohl nicht mehr fertig, und deshalb ist es vielleicht nicht so schlimm, wenn ich etwas in Jochens Schreibtisch herumschnüffele."

Sie bekam bei diesem Geständnis einen roten Kopf.

Der Hauptmann nahm nachdenklich einen Schluck aus seinem Glas. „Ich ehre Ihr Motiv, Petra", sagte er dann langsam. „Natürlich müssen Sie versuchen, das Leben Ihrer Eltern zu retten. Aber haben Sie sich den Preis auch genau überlegt?"

„Ich gehe davon aus, daß die U-Boote nicht mehr eingesetzt werden", sagte Petra.

Ressler schüttelte den Kopf. „Die Boote werden eingesetzt ... mit den wenigen Offizieren und Unteroffizieren, die dem Tod in den letzten beiden Jahren von der Schippe springen konnten", sagte er hart. „Dazu kommen noch ein paar hundert oder tausend blutjunge Freiwillige. Wollen Sie die alle in den Tod schicken?"

Fast dieselbe Frage hatte Werner ihr gestellt. Und Petra hatte, nur von dem Gedanken an ihre Eltern beseelt, ja gesagt.

Nun hatte sie die Frage lange genug überlegen, ihr Herz erforschen können. Jetzt sagte sie: „Nein. Wenn die Boote noch eingesetzt werden, kann ich meinen Auftrag nicht erfüllen."

Ressler zog die Schultern hoch und lächelte sie über sein Glas an. „Das dürfte Ihnen doch auch gleichgültig sein. Jetzt, wo Sie einmal hier sind."

Petra lächelte müde zurück. „Die englischen Geheimdienstleute haben mir erklärt, ich würde auch hier in Berlin überwacht", sagte sie. „Sie drohen, mich verhaften zu lassen, wenn ich den Auftrag nicht erfülle. Ich nehme diese Drohung sehr ernst."

„Aber warum denn?" fragte der Hauptmann.

„Sie haben mir gesagt: »Vergessen Sie nicht, daß niemand in Deutschland Ihre Papiere so gut kennt wie wir. Schließlich haben wir sie angefertigt.« Sie brauchen nur eine anonyme Anzeige an die Gestapo zu schicken, und die Fahndung geht los."

„Clever", meinte der Hauptmann anerkennend. „Wenn ich meine Leute immer so gut an der Kandare gehabt hätte ..."

Er bot Petra eine Zigarette an, gab ihr Feuer und steckte sich dann selbst eine Zigarre an.

„Das ändert die Sachlage natürlich", sagte er paffend. „Wir müssen also zweierlei erreichen. Wir müssen erstens Zeit gewinnen, daß Sie sich um Ihre Eltern kümmern können. Zweitens haben wir dafür zu sorgen, daß Sie nicht hingerichtet werden, wenn die Engländer Sie eines Tages an die Deutschen verraten."

„Aber wie ..." setzte Petra an.

„Gestatten Sie, daß ich laut denke", unterbrach Martin Ressler sie. Petra wußte, daß dem Hauptmann dabei immer die besten Gedanken kamen.

„Zeit gewinnen", sagte er, „ist einfach. Dafür brauchen wir Sie nur mit Spielmaterial zu versorgen, das Sie dem Funker aushändigen. Wenn aber die Engländer das merken und Sie hochgehen lassen, dann kommen Sie wegen Hoch- und Landesverrats vor Gericht."

„Aber ich habe doch gar nichts verraten!" sagte Petra erregt.

„Das spielt keine Rolle", winkte Ressler irritiert ab. „Der Volksgerichtshof wird die Prahlereien des französischen Widerstandschefs eher glauben als Ihre Wahrheit. Sie müssen also nicht nur leugnen, Sie müssen auch beweisen, daß Sie keine Landesverräterin sind."

Petra sah das Lächeln, das sich plötzlich von Resslers Augen aus über das ganze Gesicht ausbreitete. Er hatte einen Weg gefunden ...

Gespannt richtete sie sich auf.

Der Hauptmann zeigte mit dem Finger auf sie. „Wir müssen beweisen, daß Sie keine Verräterin sind, obwohl Sie nachweislich in England waren. Und das ist so einfach, daß es weh tut. Sie sind in meinem dienstlichen Auftrag rübergegangen."

„Ja, aber ..."

„Keine Widerreden", sagte Ressler, dem sein Einfall immer besser gefiel. „Sie haben als mein Lockspitzel Kontakt mit der Résistance gesucht, über deren Agentennetz eine Nachricht an Ihren ehemaligen Verlobten nach England geschickt, sind rübergerufen worden, haben dort für uns wichtiges Material, vor allem über den von Goebbels so gehaßten Soldatensender Calais, erforscht ..."

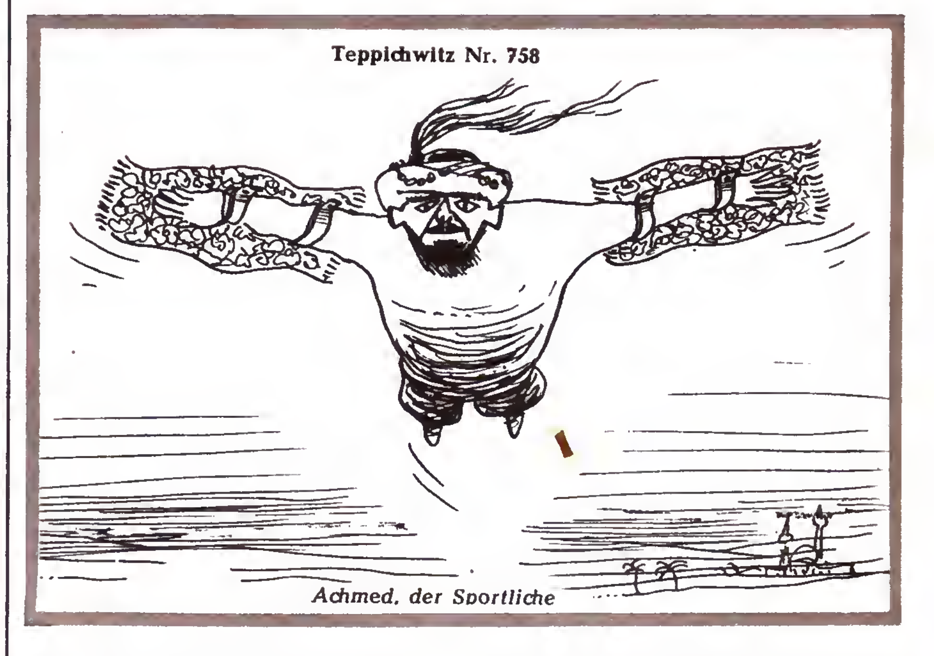
„Und der Gerichtsvorsitzende wird fragen, warum Sie das alles erst bei meiner Verhaftung erklären", warf Petra ein.

Martin Ressler lachte und hob sein Glas.

„Ein guter Einwand", sagte er. „Aber dieser Fall wird gar nicht vor den Volksgerichtshof kommen. Das arrangiere ich schon. Zusammen mit meinem Chef Schellenberg."

„Wirklich?" fragte Petra ungläubig.

„Wirklich!" versicherte Ressler. „Aber wir werden die Entscheidung gemeinsam mit Jochen und Anne fassen, da die beiden in meinem Plan eine wichtige Rolle spielen. Einverstanden?"



Achmed, der Sportliche

„Einverstanden", antwortete Petra, und plötzlich erschien ihr die ganze Welt in einem anderen Licht.

Sie war keine Spionin mehr ...

*

Jochen Malden und Anne Lindhoff trafen eine halbe Stunde nach Resslers geheimnisvoll gehaltenem Anruf ein.

Als Anne so unvorbereitet Petra vor sich sah, lief sie auf sie zu und warf sich ihr in die Arme. Jochen küßte die Jugendfreundin und Braut seines Bruders auf die Wangen.

Martin Ressler füllte zwei neue Gläser. Dann erzählte er kurz, warum Petra nach Deutschland gekommen war und welchen Plan er entwickelt hatte, um sowohl das Mädchen als auch die Eltern zu retten.

„Ich werde eine rückdatierte Aktennotiz anfertigen", sagte er, „die angeblich schon vor Petras Flucht geschrieben worden ist. Darin lege ich genau die Aufgabe fest, die ich ihr gegeben habe: Genaue Angaben über den Standort des Soldatensenders Calais, detaillierter Bericht über die Stimmung in England, Rückschleusung durch englischen Geheimdienst als dessen Agentin und dadurch Enttarnung der wichtigsten Einschleusungsmethoden."

„Und wenn du Schellenberg diese Aktennotiz vorlegst", unterbrach Jochen seinen Freund, „dann wird er dich fragen, warum er erst jetzt von dieser äußerst wichtigen Aktion erfährt."

„Ich konnte Petras Mission seinerzeit in Paris nicht einmal meinem Dienstvorgesetzten melden, weil ich wußte, daß der Feind sowohl in der Gestapo als auch in der Abwehr und dem SD Spitzel hatte", erklärte Ressler mit dem Brustton der Überzeugung. „Der 20. Juli hat bewiesen, wie recht ich mit meiner Vorsicht hatte."

Jochen mußte lachend zugeben, daß sich diese Erklärung sehr überzeugend anhörte.

„Bleibt nur die Frage, warum du deinen SS-Chef nicht nach dem 20. Juli informiert hast", meinte Petra. „Wird er das nicht fragen?"

„Sicher", nickte Martin Ressler. „Und darauf werde ich antworten, daß ich Petra Nicodemus die oben aufgezählten Aufträge nur zur äußeren Rechtfertigung gegeben habe. In Wirklichkeit sollte sie einen Kontakt zu der höchsten Stelle des englischen Geheimdienstes herstellen, mit der wir garantiert ohne Mitwissen der Russen über einen Separatfrieden im Westen verhandeln können."

Petra und Jochen starrten den Abwehrhauptmann erschrocken an. Anne Lindhoff aber, die in Schellenbergs Vorzimmer saß, nickte.

„Diese Verbindung wird ihm im Augenblick sehr recht sein", sagte sie zu Ressler. „Du mußt die Aktennotiz nur so formulieren, daß auch er hundertprozentig gedeckt ist, wenn etwas schiefgeht."

„Natürlich", stimmte der Hauptmann zu.

Jochen sah Petra unter zusammengezogenen Brauen an. „Verstehst du das?" fragte er.

Petra schüttelte den Kopf.

„Das ist ganz einfach", erklärte Ressler. „Schellenberg hat mich hier nach Berlin in die Zentrale geholt und ins Vertrauen gezogen, weil er meine Verbindungen braucht. Er will hinter Hitlers Rücken, aber mit Einwilligung Himmlers, Kontakt mit den Westalliierten aufnehmen, um den Krieg im Westen zu beenden. Ich habe über zwei von mir seit Jahren gelenkte Agenten in Portugal und Schweden bereits die ersten Fühler ausstrecken lassen. Wenn ich ihm jetzt einen direkten Draht nach London anbiete, wird er nicht viel Fragen stellen, sondern dankbar zugreifen."

„Und Himmler ist tatsächlich eingeweiht?" fragte Jochen erstaunt.

„Schellenberg hat mir eine Aktennotiz darüber gezeigt", antwortete Ressler. „Er verwahrt sie in seinem Säurekoffer."

„Säurekoffer?" wiederholte Petra gedehnt.

„Ein Koffer aus Stahlblech", erklärte Anne. „Wenn man das Schloß nicht mit der richtigen Kennzahl öffnet, zerstören scharfe Säuren den Inhalt."

„Kennst du die Chiffre?" fragte Jochen interessiert seine Braut.

→

## Soldatensender Calais

Anne schüttelte den Kopf. „Die kennt nur Schellenberg. Aber er macht kein großes Geheimnis daraus, daß er Durchschläge aller Schriftstücke in diesem Koffer in der Schweiz in einem Safe aufbewahrt. Sozusagen als Lebensversicherung, damit niemand auf den Gedanken kommt, daß man ihn als lästigen Mitwisser vieler Dinge durch eine Kugel für immer zum Schweigen bringen kann."

„Saubere Gesellschaft", brummte Jochen angeekelt.

„Hast du was anderes erwartet?" fragte Ressler erstaunt. „Diesen Trick mit den im Ausland deponierten Belastungsstücken hat übrigens nicht Schellenberg erfunden, sondern der Gauleiter Koch von Ostpreußen. Der hat sich schon 1935 damit den Kopf gerettet."

Der Hauptmann wandte sich an Anne. „Du hältst meinen Vorschlag also auch für durchführbar?"

„Durchaus", stimmte die blonde Frau zu. „Allerdings mußt du einen genauen Auswertungsbericht über Petras Erfahrungen in England anfertigen. Schellenberg muß sehen, daß es wirklich sinnvoll war, sie rüberzuschicken."

„Jetzt soll ich also die drüben verraten?" sagte Petra betroffen.

Jochen lachte. „Denen drüben kann niemand an den Kragen", sagte er. „Außer bei Werner würde ich allerdings bei den deutschen Mitarbeitern die Zunamen verschweigen, damit ihre Angehörigen nicht dieselben Schwierigkeiten haben wie deine Eltern."

Petra nickte, aber sie gab offen zu, daß sie sich über ihre neue Rolle und ihre Aufgaben noch nicht ganz im klaren war.

„Schellenberg wird beim OKM beantragen", erklärte Ressler ihr, „daß Jochen täuschend echt aussehendes Spielmaterial über die U-Boot-Entwicklung ausarbeitet. Dieses Material händigen Sie der Agentenfunkstelle hier in Berlin aus. Wenn die Engländer unser Spiel durchschauen und Sie denunzieren, werden Sie verhaftet ... und von mir und Schellenberg sofort wieder herausgeholt, da Sie ja in Wirklichkeit unsere Agentin sind."

„Schön", nickte Petra. „Aber was wird aus meinen Eltern? Wenn ich eine deutsche Agentin bin, dann können sie doch sofort freigelassen werden."

Ressler und Anne schüttelten wie auf Kommando den Kopf.

„Die Konzentrationslager unterstehen den beiden gefährlichsten Feinden von Schellenberg", sagte Anne. „Pohl vom Wirtschafts- und Verwaltungshauptamt und Müller, der Gestapochef, warten schon seit Jahren darauf, ihn abschießen zu können. Wenn Schellenberg die Freilassung beantragt, ist wahrscheinlich eine Haftverschärfung die Folge."

Petra war tief deprimiert. Der Gedanke an den Lagerführer III des KZ Sachsenhausen, an ein freundliches Zusammensein mit diesem Massenmörder erschreckte sie jetzt mehr denn je.

„Wenn dieser KZ-Wärter nicht spurt, sondern Petra verhaftet", sagte Jochen langsam, „wirft das nicht unseren ganzen schönen Plan über den Haufen?"

Ressler überlegte. An diese Komplikation hatte er noch nicht gedacht.

„Das würde Schellenberg in eine verdammt unangenehme Situation bringen", meinte er endlich. „Jemand, den er für so zuverlässig hält, daß er ihn zu den Engländern rüberschickt, versucht, einen seiner SS-Kameraden zu bestechen ..."

Er wiegte den Kopf hin und her.

„Du darfst ihm gar nichts von der Sippenhaftgeschichte erzählen", erklärte Anne bestimmt. „Wenn er erfährt, daß er sich durch Petra vielleicht die Aufmerksamkeit des Gestapo-Müllers auf den Hals zieht, kriegt er kalte Füße."

„Ich fürchte auch", meinte Ressler.

„Also muß ich es auf das Risiko ankommen lassen", sagte Petra entschlossen. „Wenn der Kerl mich verhaftet ..."

„... dann wird Schellenberg erklären, daß der Hauptmann Ressler ihm nie etwas von der Agentin Petra Nicodemus erzählt hat", ergänzte Jochen ruhig. „Und die Gestapo wird Martin verhaften." Er sah seinen Freund fragend an. „Stimmt's?"

„Wahrscheinlich", gab Martin Ressler zu.

„Also ist es ein Unsinn, wenn sich Petra an den Lagerführer heranmacht", sagte Jochen.

„Ja, aber ich bin doch nur nach Deutschland zurückgekommen, um meine Eltern zu retten!" rief Petra aufgeregt. „Soll ich jetzt alles aufgeben?"

Jochen legte beruhigend seine Hand auf ihren Arm. „Natürlich soll deinen Eltern geholfen werden", sagte er herzlich. „Wir haben nur gerade festgestellt, daß es zu gefährlich für uns alle ist, wenn du mit diesem Mann verhandelst. Ich werde das für dich erledigen."

„Das kommt gar nicht in Frage", protestierte Petra. „Wenn du noch einmal Schwierigkeiten mit der Gestapo hast, dann lassen sie dich nicht mehr lebendig aus den Fingern."

„Sehr richtig", stimmte Anne zu. „Deshalb werde ich mir diesen Burschen vorknöpfen."

Martin Ressler beschwichtigte den allgemeinen Protest. „Bei dir und mir, Jochen", sagte er, „wird dieser Kerl wahrscheinlich nicht auf das Geschäft eingehen. Er war schon in ein paar Schiebungen verwickelt, vermutet in uns also vielleicht Agenten der Gestapo. Der Plan steht und fällt damit, daß er von einer scheinbar hilflosen Frau eingefädelt wird ..."

„Und ich bin bei der Geschichte kaum in Gefahr", warf Anne achtlos ein. „Ich weiß darüber hinaus, wie man mit Leuten dieser Knochenbrechergarde reden muß, damit sie einen verstehen."

„Dieses Opfer kann ich von dir nicht verlangen", sagte Petra störrisch.

Anne lächelte kühl. „Du würdest dich nutzlos opfern müssen, meine Liebe", sagte sie. „Dein Typ fordert die sadistischen Gefühle dieser Kerle ja geradezu heraus. Für mich robben sie von Sachsenhausen nach Berlin und sind froh, wenn ich ihnen dann nur die Hand gebe."

Die beiden Männer lachten.

„Sag du ihr doch, Jochen ..." wandte sich Petra an den Kapitänleutnant.

Aber der hatte inzwischen Zeit genug gehabt, sich den Fall zu überlegen. Er kannte genug Kostproben von Annes Kaltblütigkeit.

„Ich bin dafür, daß Anne geht", sagte er.

Petra war überstimmt.

*

Der Obersturmführer und Lagerführer III Willy Sommers trat durch das neuklassische Portal des Kommandanturgebäudes des KZ Sachsenhausen und blieb auf der obersten Stufe stehen. Genüßlich sog er die frische Abendluft ein und zog sich dabei seine schwarzen Handschuhe an.

Schwarz war zwar nicht ganz nach der Dienstordnung, aber sehr anziehend. Schwarz war die Farbe des Todes, der Drohung, des Nichts. Schwarz waren die Hände, mit denen der Obersturmführer Sommers seit etwas mehr als sieben Jahren in Sachsenhausen den Tod ausgeteilt hatte.

Mit schwarzverkleideten Händen hatte er erschlagen und erschossen.

Willy Sommers hatte sich hochgedient als Mörder. Vom Sturmmann zum Obersturmführer.

Aber er hatte nicht nur gemordet. Er hatte auch „organisiert", wie man das damals nannte. Er war auf den Gedanken gekommen, die Lagerinsassen ein paar Tage fasten zu lassen. Die Verpflegung verkaufte er auf dem Schwarzen Markt. Dann veranstaltete er bei den Häftlingen, die offiziell kein Geld und keine Wert- und Schmuckstücke haben

→




*Original PEER-Foto: London, Buckingham, Palace*

# Soldatensender Calais

durften, eine Geldsammlung für die Aufbesserung der Lagerverpflegung.

Willy Sommers war mit 74 000 Reichsmark nach Holland gefahren und hatte für 2000 Reichsmark Muschelsalat mitgebracht. Den mußten die Häftlinge noch mit zwei Mark je Portion bezahlen, obwohl sie dafür im voraus schon das Zehnfache hergegeben hatten.

Dafür aber konnte der damalige Hauptscharführer Willy Sommers seinem Lagerkommandanten und den wichtigsten Funktionären des KZ sehr erhebliche Geldgeschenke zustecken.

Seit dieser Zeit war er auf den Gedanken gekommen, seine Karriere nicht mehr auf den simplen Mord, sondern auf die große, für normale Staatsbürger mit Todesstrafe verbotene Schiebung zu gründen.

Willy Sommers ließ die Tischler und Holzschnitzer des Lagers Madonnen- und Kreuzigungsfiguren herstellen, die er zu Hunderten auf dem Schwarzen Markt in Berlin verkaufte. Ohne den Herstellern einen Pfennig zu geben.

Er hatte auch die Lagerschneiderei auf Vordermann gebracht. Von seinen regelmäßigen Fahrten nach Holland, Belgien, Frankreich und der Tschechoslowakei brachte er hervorragende Stoffe mit. Die Häftlingsschneider, die keinen Pfennig Lohn kosteten, stellten für Willys Schwarzmarktkunden Zivilanzüge her.

Er hatte zehn Kunstmaler angestellt, die angeblich die Wände schmükken sollten, in Wirklichkeit aber Gemälde auf Bestellung des Schwarzen Marktes lieferten.




Er tauschte Uniform- und Anzugstoffe, Cognac, Aquavit und Genever, Gemälde, Plastiken und unanständige Zeichnungen gegen eingemachtes Geflügelfleisch, Schinken und Eisbein, frisches Gemüse in größeren Mengen und Angorawolle.

Dazwischen sorgte er jeden Monat wenigstens durch ein, zwei grausame Morde in aller Lageröffentlichkeit dafür, daß der Schrecken der schwarzen Handschuhe nicht unter den Häftlingen verblaßte.

Als Willy Sommers an diesem Winterabend aus der Kommandantur des KZ Sachsenhausen trat, hätte er mit sich zufrieden sein können. Er war eine „Respektperson", die von allen Seiten untertänig gegrüßt wurde. Er konnte seinem perversen Morddrang ungezügelt frönen. Und er hatte über hunderttausend Mark auf verschiedenen Bankkonten.

Trotzdem war er nicht mehr derselbe wie vor einem Jahr. Während er vor der Kommandantur stand und seine Handschuhe anzog, die berüchtigten schwarzen Handschuhe, dachte er an das Gespräch, das er gerade mit den Lagerführern I und II geführt hatte.

Sie waren sich darüber klar, daß der Krieg verloren war. Sie waren sich ebenfalls darüber im klaren, daß der Tod auf sie wartete . . . wenn sie den Alliierten in die Hände fielen.

Ihre Gespräche kreisten seit Wochen nur noch darum, wie sie diesem Schicksal entgehen konnten.

„Wir müssen ins Ausland", hatte der Lagerführer I von Anfang an erklärt.

Willy Sommers leuchtete das ein. Er brachte über seine Schwarzmarktkanäle heraus, daß die Stimmung in Argentinien noch immer sehr deutschfreundlich sein sollte. Er hatte für sich und die beiden anderen Massenmörder auch schon falsche Kennkarten „organisiert".

Aber eins konnte selbst Willy Sommers jetzt nicht mehr organisieren, und das waren die ausländischen Devisen, die für eine Flucht nötig waren. Auch Gold war so knapp geworden, daß der Schwarze Markt nur kümmerliche Mengen zu horrenden Preisen liefern konnte.

Es gab zu viele Leute in Deutschland, die zu wissen glaubten, daß die Tage der Reichsmark gezählt seien . . .

Der rothaarige Obersturmführer grübelte darüber nach, wie er vielleicht doch noch wertbeständige Zahlungsmittel in die Hände bekommen könnte, als er über die dunkle Straße vom Lagertor zur Bushaltestelle hinüberging.

Dann sah er die Frau. Und mit einem Schlag waren alle Gedanken an das Morgen vergessen, galt für Willy Sommers nur noch das Heute, das Jetzt.

Genauso mußte die Traumfrau aussehen, deren Bild alle Landser dieses Krieges gern, mit einer zusätzlichen Widmung versehen, an ihrer Spindtür vorgewiesen hätten.

Sie war groß und gertenschlank. Ihre Beine, die unter dem kurzen Ozelotmantel recht freigebig zur Schau gestellt wurden, waren so perfekt wie die hauchdünnen französischen Seidenstrümpfe, in die sie gekleidet waren.

Sie hatte blondes Haar, das ihr bis auf die Schultern herunterfiel, blaue Augen und einen aufreizend roten Mund.

Der Obersturmführer Sommers pirschte sich an sie heran wie ein hungriger Wolf an den Köder in der Falle. Er prahlte im Kameradenkreis gern und ausgiebig mit seinen Eroberungen und fühlte sich als Casanova. Aber diese Frau hatte so viel Klasse, daß er es nicht wagte, sie auf die plumpe Tour anzusprechen.

Er blickte unsicher zu zwei Scharführern von den Wachmannschaften

hinüber, die ihn mit gestrecktem Arm grüßten und schadenfroh darauf warteten, daß der „rote Willy" sich einen Korb holte.

Der Obersturmführer ging in Gedanken seine sämtlichen Standard-Anreden von „Schon recht kühl, nicht wahr?" bis zu „So allein, kleines Fräulein?" durch und verwarf sie alle.

Und da geschah das Wunder. Die blonde Frau sprach ihn an ... mit einer seiner Standard-Anreden.

„Haben Sie vielleicht Feuer, Obersturmführer?" fragte sie und zog dabei eine Zigarettenschachtel aus der Tasche.

„Selbstverständlich, gnä' Frau", stammelte Willy Sommers, ließ sein Feuerzeug aufflammen und griff mit einem „Ich bin so frei" in die angebotene Schachtel.

Der Kontakt war hergestellt.

Auf der Fahrt nach Berlin saß er nicht nur neben der Blonden, er konnte sogar feststellen, daß er ihr sympathisch war. Sie nahm seine Einladung zu einem gemeinsamen „Zug durch die Gemeinde" nach kurzem Zögern an.

Die „Gemeinde" Willy Sommers lag zwischen Oranienburger Tor und Stettiner Bahnhof. Hier, in dieser Umgebung von zweideutigen Kneipen und eindeutigen Mädchen, war er eine bekannte Figur.

Der Wirt in einem Tanzcafé räumte eine kleine Nische für den Totenkopf-Offizier und servierte unaufgefordert zwei Kännchen Tee ... der sich dann als in Porzellan getarnter Cognac entpuppte. Je Kännchen vierzig Mark.

Der Obersturmführer ließ keinen Tanz aus, obwohl er es schon nach dem ersten Versuch aufgab, in Tuchfühlung zu kommen.

Ihm genügten die bewundernden Blicke der anderen Männer in dem überfüllten Lokal.

Schon nach einer halben Stunde bestellte er eine neue Lage „Tee".

Anne Lindhoff wartete, bis der Wirt serviert hatte, trank dem KZ-Wärter mit einem kühlen, nur angedeuteten Nicken zu und kam zur Sache.

„Ich freue mich, daß Sie ein so sympathischer Mensch sind, Obersturmführer", sagte sie, und das Kompliment dieser betörenden Frau ließ Willy Sommers erwartungsvoll grinsen.

„Unsere Bekanntschaft ist nicht so zufällig, wie es Ihnen erscheinen mag", fuhr Anne fort. „Ich habe nämlich an der Haltestelle vor dem Lager auf Sie gewartet. Zwei Ihrer Häftlinge sind gute Bekannte von mir ..."

Der Obersturmführer wurde mit einem Schlag nüchtern. Die blonde junge Frau beobachtete ihn wie eine Katze, der eine Maus über den Weg gelaufen ist, die aber gerade keinen Hunger hat.

Willy Sommers war schon oft von hilfesuchenden Angehörigen aufgesucht worden. Das war seit Jahren eine sehr lohnende Nebeneinnahme seines Mörderhandwerks.

„Ach so", sagte er gedehnt. „Und Sie möchten, daß ich etwas für Ihre Bekannten tue, was? Wo sitzen sie denn?"

„In der Isolierbaracke", sagte Anne ruhig. „Es handelt sich um die Eheleute Nicodemus aus Essen, die seit langen Jahren Nachbarn meiner Eltern sind."

Die Augen des rothaarigen Obersturmführers schlossen sich bis auf schmale Schlitze.

Anne wußte nicht, daß Tausende von Männern um ihr Leben zitterten, wenn Sommers mit diesem Gesichtsausdruck durch die Lagerstraße ging. Aber ihr war klar, wie brutal und gefährlich dieser Mann war.

„Ihre Papiere", sagte er herrisch und streckte fordernd seine Hand aus.

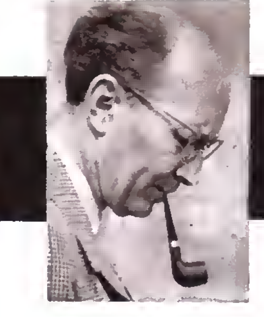
Anne öffnete ihre Handtasche unter dem Tisch, nahm eine Hundertdollarnote heraus, faltete sie zusammen und schnipste sie über das Tischtuch.

„Es ist Ihnen doch wohl klar, daß ich Sie jetzt verhaften muß?" sagte der Obersturmführer.

*(Fortsetzung folgt)*





**Der neue Graupner**

# Tanzen – ärztlich verordnet

## Lebensfreude ist das beste Medikament

Im Karneval wird über die Stränge gehauen. Herr Schmitz, der das ganze Jahr lang auf seine ungestörte Nachtruhe großen Wert legt, hält in den tollen Tagen und Nächten bis zum frühen Morgen aus. Frau Müllers „Rheuma" ist wie weggeblasen. Ebenso Fräulein Schulzes Empfindlichkeit gegen offene Fenster, obwohl sie sich als sehr leichtgeschürzte Carmen unbekümmert jedem Luftzug aussetzt.

Und Herr Meier schließlich, der sich mit der Wucht seiner zwei Zentner in den Faschingstrubel stürzt, läßt alle Rücksicht auf sein Herz fahren. Er malträtiert es durch Cha-Cha-Cha.

Im Karneval wird der Arzt mitsamt seinen Ratschlägen entthront. Man pfeift auf die Diät, den vernünftigen Lebenswandel und auf die Warnung vor Überanstrengung.

Dennoch bleiben diese Sünden wider die Gesundheit meist ohne Folgen. Die Menschen, die sich im Karneval amüsieren, tanzen und schunkeln, lachen und singen, sind ganz einfach ausgelassen, das heißt „ausgelassen" aus dem Zwang ihres Berufs, ihrer Verpflichtungen, ihrer häuslichen Rücksichten und ihrer gesellschaftlichen Stellung.

Ihr Blut gerät in Wallung. Der Kreislauf bekommt gewissermaßen die Sporen, und die hold geröteten Wangen sind nicht nur ein Zeichen erhöhter Lebensfreude, sondern auch erhöhter Durchblutung.

Der Arzt, der nachdenklich von der Galerie in den brodelnden Saal schaut, in dem die Narren und Närrinnen toben, überlegt, wieviel Zentner kreislaufanregende Mittel er zu normalen Zeiten verschreiben müßte, um die gleiche Wirkung zu erreichen.

Denn was predigt er doch zu anderen Zeiten seinen allzu füllig gewordenen Patienten und den Damen und Herren mit Faulenzerherzen und trägem Stoffwechsel? Jeden Tag einmal aktiv in Schweiß geraten. Jeden Tag eine Stunde kräftige Bewegung suchen.

Im Karneval nun überschreiten seine Patienten dieses Soll freiwillig. Ihr Medikament heißt Lebensfreude. Es ist das wirksamste von allen, die es gibt. Und es steht leider nicht im Arzneischrank des Arztes.

Diese Arznei treibt das Gift des Mißvergnügens, der Unlust, der Verkrampfung aus. Ähnlich wie einst in Apulien, wo sich Männer und Frauen durch einen wilden Tanz das Gift der Tarantel austrieben. Wenn jemand von dieser Spinne gebissen wurde, fing er an zu tanzen. Andere Männer und Frauen machten es ihm nach. Die Tarantella war damit geboren, die fast bis zur Erschöpfung getanzt wurde. Diese wilden Tanzfeste nannte man in Süditalien „Il Carnevaletto", den kleinen Karneval.

Beim heutigen großen Karneval ist es ähnlich. Das Gift der Unzufriedenheit muß einmal im Jahr entfernt werden. Tanzt es also aus euch heraus!

Der Muskelkater, der den ungewohnten Anstrengungen am nächsten Tage folgt, ist die einzige unter den vielen im Karneval auftauchenden „Kater-Rassen", die man zwar nicht gern, aber doch mit einem gewissen Stolz hinnimmt, denn man weiß schließlich, was man körperlich geleistet hat. Überdies läßt sich dieser Kater dadurch verjagen, daß man die „gleiche Muskelarbeit" wiederholt

Allein schon diese Aussicht ist ein Ansporn, sich in das nächste Karnevalsfest zu stürzen.

Die Schweißtropfen, die auf Stirn und Schläfen glänzen und sich zu Rinnsalen in kunstvoll geschminkten Gesichtern vereinigen, kann der Arzt als einen weiteren Pluspunkt verbuchen. Denn mit den Strömen von Schweiß entfernt der Körper vieles, was er nicht benötigt und was ihm sogar schadet.

Durch das Schwitzen wird auch ein Teil derjenigen kleinen Sünden wiedergutgemacht, die dem Arzt in den tollen Nächten weniger gefallen. Was man sich zum Beispiel zuviel hinter die Binde gießt, kommt beim Schwitzen zum Teil durch die Poren der Haut wieder heraus.

Wer nur trinkt beim Karneval und sich mit Zuschauen begnügt, wird den genossenen Alkohol am nächsten Tag stärker spüren als ein anderer, der nicht nur das Glas gehoben, sondern auch das Tanzbein geschwungen hat. Man muß im Karneval mit allen Fasern dabeisein, also auch mit den Muskelfasern.

*

Sekt ist ein gutes Kreislaufmittel, sagen viele Ärzte. Und deshalb ist dieses perlende Getränk eine gute Medizin, um die Anstrengungen des Karnevals besser durchstehen zu können. Aber mehr noch: Wer seinen Durst mit Wein oder Sekt löscht, spült mit jedem Schluck auch einige seiner Hemmungen hinweg. Allerdings bleibt bei dieser Empfehlung zu hoffen, daß sich der Konsum in Grenzen hält, damit nur der liebenswerte Kern zutage kommt, der ja in jedem Menschen steckt. In diesem Fall verändert sich auch für die Schüchternen plötzlich die Welt.

Außerhalb des Faschings erröten die Gehemmten, wenn sie angesprochen werden. Sie haben Mühe, den Mund auf-

**Burghard von Reznicek:**




### Die Reue kam zu spät

„Mach mal Pause" sagte sich zu später Stunde der ehrenwerte Londoner Kaufmann John Edgar. Er hatte sich kräftig an Whisky gelabt, bekam es aber auf der Heimfahrt plötzlich mit der Angst zu tun und stoppte schuldbewußt seinen Straßenkreuzer vor einer Backsteinfront in einem Villenvorort. Dort schlief er zufrieden mit sich und der Welt ein. Aber das Nickerchen kostete ihn trotzdem 300 Mark Geldstrafe wegen Trunkenheit am Steuer. Edgar hatte unmittelbar unter der Verbotstafel vor dem Polizeirevier von Wimbledon geparkt.

### Wachsame Eidgenossen

Die zunehmende Verkehrsdichte und die steigenden Unfallquoten führen überall zu neuen Verordnungen. In der Schweiz wird jetzt jeder Autofahrer streng bestraft, der einen vor Fußgänger-Schutzstreifen abbremsenden oder kurz anhaltenden Wagen überholt.

### Wohltat für die Batterie

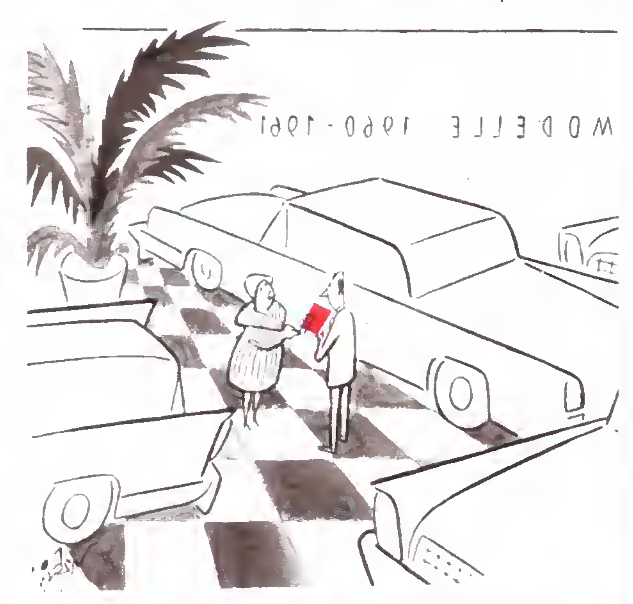
Die Lichtmaschine im Auto gibt bei eingekuppeltem Motor während der Fahrt Strom an die Batterie ab. In Amerika hat man jetzt Wechselstrom-Lichtmaschinen herausgebracht, die auch bei Leerlauf des Motors Strom an den Akkumulator liefern. Sie sind leichter und kleiner als die herkömmlichen Dynamos. Vorläufig allerdings kosten sie auch noch mehr.

## Zuerst ein Auto

Von den europäischen Autofirmen werden die auf unserem Kontinent stationierten Angehörigen der amerikanischen Streitkräfte als zahlungskräftige Zukunftskunden heftig umworben. Und das hat viele gute Gründe. Denn in den Taschen der Ex-Soldaten knistern bei der Rückkehr in die Heimat dicke Dollarbündel. Und ihr erster Weg als Zivilisten führt in jedem Fall zum Autohändler.

### Kampf dem „Smog"

Über hochindustrialisierten Gegenden schwebt unsichtbar eine mit Abgasen und zahlreichen Rückständen angefüllte Luftschicht, der berüchtigte „Smog". Autofahrer, die ihre Wagen im Freien parken, finden den Smog in mehr oder weniger dicken Ablagerungen am Morgen auf ihrem Fahrzeug. Dieser Schmutz schadet dem Lack und der Karosserie. Deshalb sollte überall, wo chemische Fabriken, Kokereien, Stahlwerke auf vollen Touren arbeiten, der Wagen öfter gewaschen und der Lack mit Hilfe einer Politur widerstandsfähiger gemacht werden.




*„Etwas Passendes zu dieser Stoffprobe, bitte . . ."*

## Italienurlauber, aufpassen!

Mit Beginn des neuen Jahres ist in Italien eine neue Straßenverkehrsordnung in Kraft getreten. Zwei Vorschriften möchte ich den vielen deutschen Italienfahrern besonders ans Herz legen. Erstens dürfen aus Sicherheitsgründen künftig nur noch in großen Wagen auf den Vordersitzen drei Personen Platz nehmen. Zweitens ist vorgeschrieben, daß jeder Fahrer ein zusammenlegbares, reflektierendes Warnschild im Kofferraum mit sich führt, das bei Pannen auf Landstraßen fünfzig Meter hinter dem Wagen aufgestellt wird.

## Tip für Autoneulinge

**Viele Fahrer lassen das Ersatzrad ihres Wagens lange Zeit unbeachtet im Kofferraum liegen. Und erst, wenn es dann plötzlich doch gebraucht wird, entdecken sie, daß der richtige Luftdruck fehlt oder der Reifen Schäden aufweist. Tritt dieser Fall auf einer Landstraße ein, weit ab von einer Werkstatt oder Tankstelle, dann ist guter Rat teuer. Kluge Fahrer vermeiden diese Möglichkeit, indem sie das Reserverad regelmäßig mit einem Vorder- oder Hinterrad austauschen. Mindestforderung ist eine laufende Kontrolle des „fünften" Rades am Wagen. Die geringe Mühe lohnt sich.**

### Fahrt flinker, Zeitgenossen!

Die Autofahrer von Paris sind ausgeprägte Individualisten. Und obwohl sie bisher weniger Unfälle verursacht haben als ihre Kollegen in anderen Weltstädten, müssen sie sich dennoch an eine straffere Verkehrsdisziplin gewöhnen. Denn der Pariser Polizeipräfekt will in seiner „blauen Parkverbotszone" den zähen Verkehrsstrom flüssiger machen. Und das schafft er nur mit Hilfe drakonischer Strafen. Die Automobilindustrie hat auf die Drohung des Präfekten sofort reagiert. Sie brachte Schallplatten heraus mit einem gesprochenen Verkehrsschnellkursus und wichtigen Tips.

## Straßen ohne Schnee und Eis

In der Bretagne werden zur Zeit Versuche mit einer unterirdischen elektrischen Straßenbeheizung vorgenommen. Verlaufen sie erfolgreich, so sollen besonders die glatteisgefährdeten Abschnitte an Talsenken und Waldstücken sowie auf Brücken mit einer Oberfläche versehen werden, in die Heizdrähte eingelassen sind. Die Kosten betragen etwa 13 Mark für den Quadratmeter. In der Bundesrepublik wird seit längerer Zeit schon bei Gelsenkirchen eine Straßenbeheizung durch Heißluft aus einem benachbarten Zechenkraftwerk erprobt. In Kanada ist eine wichtige Brückenauffahrt als erste geheizte Straße bereits mit Erfolg in Betrieb genommen worden. Ein anderer Weg wird in den USA eingeschlagen. Dort haben Chemiker ein Präparat entwickelt, das den Straßenbelag für viele Stunden vor Schnee und Eis schützt. Das neue Mittel verhindert auch die Eisbildung an den Tragflächen der Flugzeuge.

**Das Doppelleben des Anwalts Pierre Jaccoud**

# Drama einer verbotenen Liebe

**Fortsetzungsbericht von Heinz Weibel-Altmeyer und Ingrid Etter**



**Auch eine Freundin Jaccouds.** Die junge Jolande schrieb in Jaccouds Auftrag anonyme Briefe, in denen der Geliebten des Anwalts, Linda Baud, unmoralischer Lebenswandel vorgeworfen wurde. Empfänger der Briefe war ein junger Mann, den Linda heiraten wollte. Jaccoud war auf seinen jungen Rivalen eifersüchtig, und er glaubte, auf diese Weise Linda für sich zurückgewinnen zu können.



**Der Mordprozeß Jaccoud ist zu Ende, die Diskussion über den Fall Jaccoud beginnt erst . . . Wie ist es möglich, daß ein hochangesehener Mann, berühmtester Anwalt der Schweiz, aussichtsreicher Kandidat für den Posten des Justizministers, zum Mörder wird?**

**Hemmungslose Liebe? Rasende Eifersucht? Bewußtseinsspaltung?**

**Man muß die Affäre zwischen dem Anwalt Jaccoud und seiner Freundin Linda Baud in allen Einzelheiten kennen, um zu einem schlüssigen Urteil zu kommen. Stunden gestohlenen Glücks, Tage brennender Reue, gute Vorsätze und immer wieder Rückfälle . . . das waren die Stationen auf dem Weg zum Abgrund.**

*

Eines Tages ruft Linda bei Jaccoud an und bittet ihn dringend zu einem Rendezvous. „Bitte, du mußt kommen", fleht sie ihn an.

Er erfüllt ihr sofort den Wunsch.

„Was ist geschehen?" fragt er sie, als sie sich gegenübersitzen.

Ihre braunen Augen leuchten seltsam.

„Ich habe seit einigen Tagen einen Freund", sagt sie. „Er heißt André Zumbach . . ."

Lächelnd erzählt sie, wie sie André im Funkhaus kennengelernt hat. „Er ist Toningenieur in der Hörspielabteilung. Ein begabter junger Mann. Er interessiert sich für Musik und Literatur und ist ein gut erzogener Junge mit annehmbaren Manieren. Ich möchte, daß du ihn dir ansiehst . . . Wie wir es uns versprochen haben."

Jaccoud hört mit unbewegter Miene zu. Erst nach einer langen Pause stellt er ihr einige Fragen. Dabei erfährt er, daß André Zumbach zehn Jahre jünger ist als Linda.

„Das ist doch unmöglich", sagt er. „Dann ist er kaum 26. Er wird ein Abenteuer bei dir suchen, mehr nicht, oder vielleicht will er durch dich Karriere beim Rundfunk machen."

Sie lacht. „Warte mit deinem Urteil, bis du ihn kennengelernt hast."

Dazu bietet sich am folgenden Abend Gelegenheit. Linda Baud besucht mit

André Zumbach das Theater im Grand Casino, an der Uferpromenade des Genfer Sees. „Der Besuch der alten Dame" von Friedrich Dürrenmatt wird gegeben.

In der Pause trifft Jaccoud „zufällig" das Paar.

„Sie also sind der junge Mann, für den sich Linda interessiert?" begrüßt Jaccoud frostig den gutaussehenden, hochgewachsenen Toningenieur.

Er spricht nur einige Worte mit ihm und Linda. Dann schlendert er wieder davon. Vergeblich hat Linda in seinem Gesicht lesen wollen, wie das Urteil ausgefallen ist.

Am anderen Morgen erfährt sie es.

„Er ist ein eitler Bursche, auf den du dich nicht verlassen kannst. Ich möchte dich vor ihm warnen."

Linda wischt sich verstört über die Augen. „Ist das wirklich dein Ernst? Du hast dir nicht viel Mühe gegeben, ihn dir anzuschauen."

Er erwidert kühl: „Die paar Worte, die wir gewechselt haben, genügten. Ich möchte mich nicht noch unhöflicher über ihn ausdrücken."

Sie sitzen sich noch eine Weile schweigend gegenüber, dann verabschieden sie sich.

Linda ahnt nicht, daß Jaccoud noch am gleichen Tag ins Funkhaus fährt und sich dort eine Schriftprobe des Toningenieurs besorgt. Er schickt sie nach Basel zu einem ihm bekannten Schriftexperten und bittet ihn, so schnell wie möglich eine Charakter-Analyse anzufertigen.

Wenige Tage später lädt er Linda ins „Hotel du Rhône" ein.

„Wie steht es mit deiner Sympathie für deinen Toningenieur?" fragt Jaccoud sie unvermittelt, nachdem sie beide lange das Thema gemieden haben.

Einsilbig sagt Linda: „Wir sind ein paarmal ausgegangen. Er war sehr nett zu mir. Ich glaube nicht, daß du ihn richtig beurteilst."

Er zieht die Analyse aus der Tasche. „Weil du glaubst, ich hätte ihn aus Eifersucht so schlecht beurteilt, habe ich das da anfertigen lassen."

Er liest ihr vor:

*„Der Schreiber ist ein weicher, sehr leicht beeinflußbarer Mensch. Er hat eine Neigung, sich unnatürlich und ein wenig geziert zu benehmen. In seiner Arbeit dürfte er zuverlässig sein. Zu seinen Gefühlen selbst kann man wenig Vertrauen haben, da er sehr schwankend ist . . ."*

Ein ironisches Lächeln huscht über Jaccouds Gesicht. Ich denke, dieses wissenschaftliche Urteil über deinen Freund deckt sich mit dem, was ich dir gleich gesagt habe."

Sie sagt: „Macht es dir wirklich Freude, Pierre, mich zu kränken?"

„Ich will nur dein Glück, mein Leben lang will ich dies."

Er ergreift ihre Hand und küßt sie . . .

Am nächsten Tag blättert Linda im Funkhaus in Genfer Zeitungen. In Gedanken ist sie immer noch bei dem Gespräch mit Jaccoud.

Plötzlich starrt sie auf eine Todesanzeige. Unter dem Namen einer verstorbenen Frau sind die Leidtragenden aufgeführt. An letzter Stelle steht: „André Zumbach und seine Verlobte Juliette Magnard."

André Zumbach hat sie also betrogen.

Er hat ihr verschwiegen, daß er längst verlobt ist . . .

Linda Baud spielt Jaccoud gegenüber die Verzweifelte. Trotzdem bricht sie nicht mit Zumbach.

Und Jaccoud? Er ist von einer verzehrenden Eifersucht beherrscht. Als glänzender Schauspieler versteht er es jedoch, sie zu verbergen.

An einem Abend im August 1957 treffen sich Linda und Jaccoud erneut im Restaurant des Hotels du Rhône. Beide

## Drama einer verbotenen Liebe

sind festlich gekleidet. Jaccoud bringt Linda rote Rosen mit, die der Ober in einer kostbaren Vase auf ihren Tisch stellt.

„André hat mir heute erklärt", sagt Linda, „daß diese Verlobung auf das Drängen seiner Eltern zurückzuführen ist. Er selbst fühlt sich nach wie vor frei."

„Will er diese Verlobung nun lösen, um dich dann heiraten zu können?" fragt Jaccoud mit undurchdringlichem Gesicht.

„Das hat er nicht gesagt."

„Dann trenne dich von ihm, bis er es dir sagt. Bist du denn überhaupt sicher, daß du ihn heiraten könntest?"

„Ich weiß nicht, Pierre. Vielleicht mag ich ihn wirklich so sehr, daß ich ihn heiraten könnte." Sie beginnt zu weinen.

Jaccoud spielt nervös mit seiner schweren Hornbrille. Durchzuckt ihn in diesem Augenblick der Plan, wie er diesen Rivalen André Zumbach ausschalten könnte . . .?

„Ich möchte mit dir gern noch einmal in unserem Studio zusammen sein", sagt er plötzlich.

Linda Baud wischt ihre Tränen hastig ab. Ein Lächeln huscht über ihr Gesicht.

„Ich hatte schon so oft denselben Gedanken . . ." sagt sie.

Was in der nächsten Stunde wirklich in diesem Appartement am Plainpalais in Genf geschieht, wird vermutlich immer das Geheimnis der beiden bleiben.

Später wird Linda Baud vor Gericht aussagen: „Er hat mich mit seiner Pistole bedroht. Ich mußte mich vor seinen Augen auskleiden, und dann hat er Fotos von mir gemacht. Er versprach mir, sie bald wieder zu vernichten."

Dagegen wird Jaccoud behaupten: „Ich habe sie gebeten, sich in dieser Weise von mir aufnehmen zu lassen, und sie war sofort bereit dazu. Ich wollte diese Bilder als letzte Erinnerung an sie besitzen. Der Gedanke dazu war mir eigentlich beinahe zufällig gekommen. Mir fiel auf einmal ein, daß ich in meiner Aktentasche einen Fotoapparat und ein Blitzgerät bei mir hatte."

Gerichtspräsident Barde wird die Fotos betrachten und kopfschüttelnd erklären: „Auf diesen Fotos ist nichts zu entdecken, was auf eine Drohung mit einer Pistole schließen ließe, keine Züge des Protestes und der Scham . . ."

Trotzdem bleibt Linda Baud bei ihrer Aussage. *

Das erste Aktfoto von Linda verwertet Jaccoud bereits wenige Tage nach



**„Die tödlichen Schüsse galten eigentlich mir"**

so sagte André Zumbach, der Sohn des ermordeten Landmaschinenhändlers, vor Gericht aus. Nach seiner Meinung wollte Jaccoud die anonymen Briefe, die seine Vertraute in seinem Auftrag an ihn geschrieben hatte, wieder an sich bringen. Als er dabei von dem Landmaschinenhändler überrascht wurde, schoß er ihn nieder.

dem nächtlichen Striptease im Studio. Er bestellte eine junge Dame zu sich ins Büro.

Sie heißt Jolande, ist achtundzwanzig Jahre alt, zehn Jahre jünger als Linda. Eine auffallend schöne Frau. Aus ihrem schmalen, rassigen Gesicht, das von dichten schwarzen Haaren umrabmt ist, leuchten kluge Augen. Sie tritt betont energisch auf, gibt sich gern mondän und spielt mit Vorliebe den Vamp.

Jolande kennt den Anwalt Pierre Jaccoud genauso lange Zeit wie Linda. Und sie ist seit zwei Jahren . . . seine Geliebte.

War also wirklich Jaccouds Leidenschaft für Linda der einmalige Rausch einer alles überwältigenden Liebe, wie er es in zweihundert Liebesbriefen an Linda schwor, und wie er es auch vor Gericht beteuerte?

Es gab immerhin außer Linda noch Jolande in seinem Leben . . .

Als Jolande den Anwalt kennenlernte, war sie in eine Goldschmuggelgeschichte verwickelt. Ein Verfahren lief gegen sie. Jolande kam damals in Jaccouds Praxis und klagte ihm ihr Leid. Der versierte Anwalt hat die Affäre elegant für seine hübsche Klientin erledigt.

Da er ihr großzügig auch noch das Honorar strich, blieb sie ihm in Dankbarkeit verbunden . . .

Jetzt, am 28. August 1957, erfüllt Jolande sofort die Bitte Jaccouds und kommt in sein Büro. Er hat ihr etwas zu trinken bereitgestellt, und er schiebt ihr ein Etui mit Zigaretten über den Tisch.

„Ich möchte jemand einen Denkzettel verabreichen", sagt er, nachdem sie eine Zeitlang geplaudert haben. „Ich denke da an einen anonymen Brief . . ."

Sie lacht ihn aus.

„Die Sache ist mir ernst", sagt Jaccoud. „So verteufelt ernst, wie einem ein anonymer Brief nur sein kann."

Er muß ihr noch einige Glas einschenken, bis sie sich auf seinen dringenden Wunsch an die Schreibmaschine setzt.

Jaccoud diktiert: „Sie sind der Geliebte von Linda B., und Sie sollten wissen, wie es mit deren Vergangenheit steht. Nach zahlreichen Abenteuern war sie die Mätresse eines verheirateten Mannes. Ich habe da ein sehr erbauliches Foto gefunden, das ich Ihnen hiermit zusende, damit Sie Ihre Freundin in Zukunft besser behüten . . ."

„Der junge Mann wird Augen machen", sagt Jolande in ihrem Schwips.

Jaccoud lächelt zynisch: „Und jetzt unterschreibst du, sagen wir mit: Simone B."

„Du bist verrückt", lacht Jolande. „Du wirst doch so einen Unsinn nicht abschicken?"

„Vielleicht bin ich verrückt", erwidert Jaccoud. „Aber verlaß dich drauf . . . ich schicke den Brief ab."

Am anderen Morgen liegt der Brief auf dem Frühstückstisch von André Zumbach.

Der junge Mann ahnt, wer ihm diesen Brief geschrieben hat, und er verwahrt ihn gut.

Der Brief ist eine Waffe . . . denkt er. Eine Waffe gegen den Maître Pierre Jaccoud.

Zwei Wochen später erhält André Zumbach einen zweiten Brief von „Simone B". Diesmal liegen zwei Aktfotos von Linda bei.

Auch diesen Brief hebt er auf.

Er kann nicht wissen, daß deswegen eines Tages sein Vater eines gräßlichen Todes sterben muß . . .

*

Auch an Linda direkt schreibt Pierre Jaccoud in dieser Zeit mehrere Briefe. Er warnt sie wegen ihres „unmoralischen Lebenswandels". Diese Briefe diktiert er nicht, er schreibt sie in seiner gestochenen pedantischen Handschrift.

*„Geliebte Linda"*, heißt es in einem dieser Schreiben, die später die Polizei sicherstellt, *„was Du mir vor kurzem von diesem Mann erzählt hast und was Dir so wunderbar vorkam, war das nicht nur eine Episode Deines Lebens? War das nicht nur eine Phase Deiner Lust, zu lieben und geliebt zu werden? Hast Du Dich wieder in die leichtsinnige Persönlichkeit verwandelt, die Du einstmals warst?*

*Wenn Du nichts anderes vorhast, als dieses Leben wieder aufzunehmen . . . dann frage ich mich besorgt, was die Zukunft Gutes für Dich bringen kann.*

*Im Leid meiner Seele denke ich an Dich allein. An Dich, deren Wesen mir so nahe dem Göttlichen zu sein dünkte.*

*Ach, mich interessiert nichts mehr! Mein einziger Fehler war, Dich zu hoch über andere Frauen zu stellen . . ."*



**Einst liebten sie sich**

. . . vor Gericht aber war sich jeder selbst der Nächste. Linda Baud (oben), von den Freunden „Püppchen" genannt, suchte von ihrem Ruf zu retten, was noch zu retten war. Rechtsanwalt Jaccoud (rechts) kämpfte verzweifelt um seine Freiheit. Nichts im Gerichtssaal deutete mehr darauf hin, daß die beiden Liebenden viele Jahre glaubten, nicht ohneeinander leben zu können.

# Drama einer verbotenen Liebe

Denkt er nie daran, daß er längst tiefer als Linda gesunken ist?

Eines Abends im September 1957 holt er Linda im Funkhaus ab und bittet sie, ein Stück mit ihm spazierenzufahren.

Als es dunkel wird, lenkt er seinen grünen Wagen nach Plan-les-Oates, wo André Zumbach im Haus seiner Eltern wohnt.

Andrés Wagen steht vor der Garage. Er ist also zu Hause.

Mit einem Ruck bremst Jaccoud vor dem Gartentor. Seine Augen sind weit aufgerissen, als er Linda anschreit: „Geh hinein! Hol den Burschen heraus! Er soll dir hier in meinem Beisein Rede und Antwort stehen, ob er es ernst mit dir meint. Ich will wissen, ob er dich heiraten wird."

Linda schüttelt den Kopf. Sie vergräbt ihr Gesicht in den Händen und schluchzt.

Da drückt Jaccoud wie ein Rasender auf die Hupe. Das Zweiklanghorn gellt durch die einsame Gegend.

Aber André kommt nicht.

Wütend rast Jaccoud schließlich los. Die verstreut liegenden Häuser von Plan-les-Oates bleiben hinter ihnen. Ein Flüßchen taucht auf, die Aire.

Dicht an seinem Ufer bringt Jaccoud den Wagen zum Stehen. Er reißt Linda in seine Arme und küßt sie wie ein Besessener.

„Sie sind mit einer anderen Frau verlobt. Sie wissen, Linda hat das im Nachruf einer Todesanzeige entdeckt, wo Ihre Braut mit Ihnen gemeinsam aufgeführt war."

„Ich weiß. Es gehört sich ja auch so. Ich bin noch immer mit ihr verlobt... falls Sie das wissen wollten."

„Also habe ich doch recht", fährt Jaccoud auf. „Sie wollen Linda gar nicht heiraten, sie ist nur ein Spielzeug für Sie."

„Nicht ganz, Maître . . . Aber das geht Sie nichts an."

Jaccoud ballt wütend die Fäuste. „Sie sind ein unangenehmer Bursche!" schreit er ihn an.

André Zumbach lächelt dünn. „Vielleicht", sagt er. „Immerhin schreibe ich keine anonymen Briefe..."

Jaccoud verrät mit keiner Regung, wie hart ihn dieser Satz trifft. Sein Gesicht ist voller Verachtung. Ohne ein weiteres Wort steigt er aus Zumbachs Wagen und geht davon.

Nach dieser Auseinandersetzung bricht Linda mit André Zumbach. Es ist Anfang Oktober 1957...

Als Linda bald darauf eine neue Männerbekanntschaft macht, meldet sich Jaccoud wieder bei ihr. Er macht ihr erneut Vorwürfe, weil auch dieser Mann nach seiner Ansicht keinen besonders



erfreulichen Ruf besitzt. Es ist ein belgischer Beamter bei der UNO-Verwaltung. Ein Frauenheld, wie Jaccoud glaubt.

„Was soll ich tun, Pierre?" sagt Linda. „Ich weiß selbst, daß ich immer wieder an die Falschen gerate. Es gibt eben nur einen, der mir gefallen würde..."

Er nimmt ihre Hand. „Ich weiß", lächelt er müde. „Es ist entsetzlich für uns beide, daß ich nicht den Mut finde, mit allem zu brechen."

Sie trennen sich. Für immer... denkt Linda, wie so oft.

Drei Tage später erhält sie einen Brief von Jaccoud.

*„Meine teure Linda"*, schreibt er, *„sicherlich wirst Du erstaunt sein, wenn ich nach dieser ganzen Zeit der Trennung, die schon so feststand, jetzt an eine Vereinigung denke. Du darfst nicht daran zweifeln, daß dieser Vorschlag von einem Menschen kommt, der Dich nicht nur damals sehr geliebt hat, sondern der gerade wegen Deiner Schwächen jetzt noch viel mehr Anlaß sieht, Dich weiterhin zu lieben.*

*Bist Du etwa unsicher geworden in Deiner Entscheidung?*

*Ich schlage vor, daß wir gemeinsam eine neue Seite im Buch unseres Lebens aufschlagen. Eine Seite, weiß und rein wie die anderen, die wir vor neun Jahren aufschlugen. In dieser Seite sehe ich meine letzte Hoffnung ..."*

Linda liest diesen Brief unzählige Male. Sie wagt kaum zu glauben, daß jetzt die Wende eingetreten ist, auf die sie die vielen Jahre gewartet hat.

Beim nächsten Rendezvous erzählt ihr Jaccoud, daß seine Frau in die Scheidung eingewilligt hat.

„Du wirst in mein Haus kommen", sagt er. „Vor meinen Kindern brauchst du nicht die geringste Angst zu haben. Sie werden dich schnell in ihr Herz schließen."

„Ich habe all die Jahre darauf gewartet, Pierre", erwidert sie. „Jetzt wage

„Pierre!" schreit Linda plötzlich auf. Sie wehrt sich verzweifelt gegen die Faust, die er an ihren Hals preßt.

In dieser Faust hält er einen Revolver.

„Was willst du tun?" keucht sie.

„Ich werde dich erschießen, wenn wir nicht endlich eine Lösung finden", stößt er hervor.

Sie schreit: „Du müßtest die Lösung finden! Du hattest acht Jahre Zeit dazu."

Sie nützt den Bruchteil einer Sekunde aus, als sich seine Faust lockert. Blitzschnell reißt sie ihm den Revolver aus der Hand.

In weitem Bogen fliegt die Waffe zum Ufer des Flüßchens Aire hinab. Linda achtet nicht darauf, wohin sie fällt. Sie läuft, läuft...

Sie läuft die mehr als acht Kilometer bis zum Funkhaus, in dessen Nähe sie wohnt, wie ein gehetztes Tier.

Aber Jaccoud verfolgt sie nicht...

*

Zwei Tage vergehen, ohne daß sich Jaccoud bei ihr meldet. War dies der Schluß?

Am nächsten Abend ruft André seine Freundin Linda im Funkhaus an.

„Jaccoud hat eben mit mir telefoniert", sagt er ihr. „Er erwartet mich in Grand-Lancy bei einer Wahlversammlung der Radikalen. Wahrscheinlich will er über dich mit mir sprechen. Wie denkst du darüber?"

„Rede mit ihm", sagt Linda. „Ich kann dir nichts anderes raten."

Jaccoud erwartet den jungen Mann bereits am Eingang. Sein Gesicht ist eisig, als er auf André zugeht.

Später wird Jaccoud dieses Gespräch vor Gericht schildern...

„Wir setzen uns am besten in Ihren Wagen", sagt Jaccoud. „Es braucht niemand zu hören, was wir uns zu sagen haben."

„Bitte", erwidert Zumbach kühl.

„Sie kennen mein Interesse für Linda. Wir waren lange befreundet. Jetzt ist sie frei. Wie ich von ihr hörte, sind Sie öfter mit ihr zusammen."

„Was interessiert Sie daran?"

ich beinahe nicht mehr daran zu glauben."

„Du darfst. Es wird alles gut werden."

Vier Wochen vergehen.

Dann ruft Linda Baud abends in seiner Kanzlei an.

„Ich kann nicht, Pierre", sagt sie. „Ich kann dich nicht heiraten. Bitte, frag mich nicht, warum."

„Linda..." stößt er hervor.

Aber sie hat schon eingehängt.

Es ist der 21. März 1958. Noch am selben Abend tritt Jaccoud vor seine Frau und sagt: „Du kannst das Schriftstück, das unsere Scheidung betrifft, zerreißen. Es hat nichts mehr zu bedeuten."

*

Knapp sechs Wochen später, am 1. Mai 1958, peitschen die tödlichen Schüsse durch die Zumbachsche Villa in Plan-les-Oates. Das Opfer ist der 62jährige Landmaschinenvertreter Charles Zumbach.

Seine Frau Maria sieht den Mörder für den Bruchteil einer Sekunde, bevor auch sie von einem Schuß durch das linke Schulterblatt schwer verletzt zusammenbricht.

Danach läuft der Mörder zu dem bereits toten Charles Zumbach und sticht noch viermal mit einem Dolch zu.

Als der junge André eine halbe Stunde nach der Tat nach Hause kommt, spricht er als erster den Verdacht gegen den prominenten Rechtsanwalt und Politiker Pierre Jaccoud aus.

„Mein Vater und meine Mutter hatten keine Feinde", sagt er zum Polizeichef Knecht. „Der Mörder kann es nur auf mich abgesehen haben. Es muß Jaccoud sein."

Der Polizeichef glaubt dem verstörten jungen Mann nicht.

Am nächsten Tag legt André Zumbach seiner ehemaligen Freundin Linda Baud im Funkhaus die anonymen Briefe der „Simone B." und die drei Aktaufnahmen vor.

Linda greift zum Telefon und wählt die Nummer des Polizeipräsidiums im Genfer Justizpalast. Sie sagt zum Polizeichef Knecht: „Ich glaube, Sie sollten sofort zu mir kommen ..." Dann bricht sie unter Tränen zusammen.

Achtzehn Monate später erregt der Sensationsprozeß gegen Jaccoud Millionen Menschen in der ganzen Welt.

Drei Anwälte kämpfen um Jaccouds Freiheit. Der Angeklagte beteuert bis zum letzten Augenblick seine Unschuld. Dem berühmten Floriot aus Paris gelingt es, den Wert der von der Polizei zusammengetragenen Indizien zu erschüttern, so daß gewisse Zweifel entstehen.

Er weist auf Spuren hin, die nur sehr vage von der Mordkommission verfolgt worden sind: Eine Einbrecherbande hatte in Zumbachs Garage ein Beutelager eingerichtet, und Charles Zumbach hatte Verdacht geschöpft. Bei den Einbrechern waren ein schweres dolchartiges Messer und ein Taschentuch gefunden worden, beides blutbefleckt.

Aber die Polizei hatte das Blut nicht untersucht ...

„Das Motiv, daß die entdeckten Einbrecher den unliebsamen Zeugen umgebracht haben, ist viel wahrscheinlicher als die Unterstellung, Jaccoud habe, um seine anonymen Briefe zurückzubekommen, den Vater André Zumbachs ermordet, der von den Briefen überhaupt nichts wußte", sagt Floriot in seinem Plädoyer.

Dann ziehen sich die Geschworenen zurück.

Die Mehrheitsabstimmung der Geschworenen ergibt den Spruch: Schuldig.

Pierre Jaccoud wird zu sieben Jahren Zuchthaus verurteilt.

Der Prozeß Jaccoud ist zu Ende. Aber die Diskussion über den Fall Jaccoud beginnt erst ...

Im nächsten Heft:

**Unser Sonderberichterstatter Frederick Sands nimmt Jaccouds Verteidiger Floriot ins Kreuzverhör**

Der **NEUE** Kriminal-Roman

In den Steinschluchten von New York jagt Rechtsanwalt Scott Jordan einen erbarmungslosen Mörder. Fred Banton der frühere Chauffeur des bekannten Schriftstellers Vincent Green, ist erschossen worden. Und der Täter hat es meisterhaft verstanden, den Verdacht auf Scott selbst zu lenken. Die Kriminalpolizei verhaftet Scott, doch gelingt es ihm, gegen hohe Kaution wenigstens für kurze Zeit wieder freizukommen. Die erste Spur scheint er im Haus von Vincent Green zu finden. Dort erklärt ihm Amy Vandorn, die einstige Filmschauspielerin, die jetzt mit Green verheiratet ist: „Mein Mann betrügt mich. Finden Sie heraus, mit welcher Frau er sich gerade trifft." Seine Nachforschungen führen Scott in eine Tanzschule.

# Der Henker war mir unsympathisch

**Von Harold Q. Masur**



Nahe dem Viertel, wo die meisten Vergnügungsstätten zu finden sind, hatte Andrew Norton sein Tanzstudio eröffnet.

Die Atmosphäre im Hause war warm und freundlich. Hinter dem Empfangstisch saß eine brünette junge Dame mit gewinnendem Lächeln. Sie mußte ausgezeichnet geschult worden sein, denn es sah wirklich aus, als freue sie sich, mich zu sehen. „Guten Tag. Womit kann ich Ihnen dienen?"

Ich konnte mir verschiedenes vorstellen, behielt das aber für mich. „Ich möchte einige Informationen über Tanzstunden."

„Gern. Sind Sie heute zum erstenmal im Andrew-Norton-Studio?"

„Ja."

„Können Sie schon tanzen, Herr . . ."

Ich nannte den ersten Namen, der mir in den Sinn kam: „Astaire."

Sie lächelte entzückend. „Aber nicht Fred, nehme ich an."

„Nein. Natürlich nicht. Edwin. Edwin Astaire. Ich kann ein wenig tanzen, aber nicht sehr gut. Lauter altmodisches Zeug. Walzer, Foxtrott und solche Sachen. Ich habe mit der Zeit nicht Schritt gehalten; das sagte wenigstens meine letzte Freundin. Heutzutage scheint jedermann südamerikanische Rhythmen vorzuziehen, und da kenne ich mich überhaupt nicht aus."

„Stimmt, Herr Astaire." Wieder lächelte sie bezaubernd. „Was Sie sagen, ist ganz richtig. Kein Mann ist heute gesellschaftsfähig, ohne die modernen Tanzschritte zu kennen."

„Das meine ich eben. Sind Ihre Stunden teuer?"

„Nicht alle. Dreieinhalb Dollar die halbe Stunde, wenn es privat ist."

„Wie viele Stunden werde ich brauchen?"

„Das hängt von vielem ab. Von Ihrem gegenwärtigen Können, Ihrem natürlichen Talent und Ihrem Gefühl für den Rhythmus. Nach einer Stunde kann Ihnen Ihre Lehrerin Genaueres sagen, so daß wir die Kosten ungefähr berechnen können." Sie blickte mich einladend an. „Haben Sie jetzt gleich Zeit?"

„Können Sie mir eine spezielle Lehrerin zuteilen?"

„Wenn sie frei ist. An wen dachten Sie?"

„Nun, ein Freund nahm hier Stunden, und das Resultat war erstaunlich. Er war früher so graziös wie ein Ochse, und jetzt . . ."

„Erinnern Sie sich an ihren Namen?"

„Fräulein Howard . . . Denise Howard."

„Ach ja." Die brünette Empfangsdame überflog den Stundenplan. „Sie haben Glück. Fräulein Howard gibt gerade eine Stunde und wird in ungefähr zehn Minuten frei sein. Können Sie so lange warten?"

„Gern."

„Wir werden in der Zwischenzeit dieses Formular ausfüllen." Sie griff nach einem Kugelschreiber. „Was ist Ihr Beruf, Herr Astaire?"

# Der Henker war mir unsympathisch

„Reklameberater."

Sie wollte noch mehr wissen, und ich erfand die Antworten frei.

„Herr Astaire." Die Empfangsdame rief mich beim Namen. „Den Korridor hinunter, Studio sechs, bitte."

Während ich den Gang entlang ging, hörte ich gedämpfte Musik aus den einzelnen Zimmern dringen. Das Studio 6 war ein mittelgroßer, kahler Raum mit einem Plattenspieler und einem Stapel Platten daneben.

Ein Mädchen trat mir entgegen. Im allgemeinen kann ich meine Gefühle sehr gut meistern, aber dieses Mal gelang es mir nicht, denn ich erkannte sofort das Mädchen mit den flammendroten Haaren, das ich mit dem seltsamen Herrn Arnold Parish getroffen hatte.

Zum Glück hatte sie meine Reaktion nicht bemerkt.




Obwohl sie vollschlank war, hatte sie eine fabelhafte Figur und wußte sich auch entsprechend zu kleiden. Und wenn sie außer mit Vincent Green auch mit Arnold Parish befreundet war, blieb sie wenigstens mit ihren Abenteuern in derselben Familie.

Sie maß mich mit ihren Blicken, als ob sie gleich das Geld in meiner Brieftasche abzählen wollte. Dann blickte sie auf einen kleinen Papierstreifen. „Sie sind Herr Astaire?"

„Ja."

„Einer meiner früheren Schüler hat mich empfohlen?"

„Und ob."

„Da bin ich aber neugierig. Wer denn?"

Ich zögerte einen Augenblick. „Ich ... hm ... sehen Sie, es ist so, Fräulein Howard. Ich traf den Betreffenden auf einer Party, und als er sah, daß ich beim Rumba Schwierigkeiten hatte, empfahl er mir, doch bei Ihnen Stunden zu nehmen. Sie könnten Wunder wirken. Ich habe mich nie sehr ums Tanzen gekümmert und war auch zu beschäftigt damit, meine erste Million zu verdienen. Jetzt aber stehen die Dinge anders, und ich möchte wirklich meine Kenntnisse auffrischen."

„Hat Ihre Frau je versucht, Sie zu unterrichten?" Das schien eine Standardfrage zu sein, um den Zivilstand des neuen Kunden zu ermitteln.

„Ich bin unverheiratet."

„Dem können wir abhelfen . . . dem schlechten Tanzen, meine ich." Ihr Lächeln war warm und vertraulich. „Lassen Sie einmal sehen, was Sie können." Sie legte eine Platte auf. „Wir beginnen mit einem langsamen Rumba. Ich werde dabei sofort Ihre Fähigkeiten einschätzen können."

Während der ersten Minuten erhielt ich eine Solovorstellung. Eine Hand in die Taille gestützt, wiegte sie ihre Hüften zu kleinen Schritten und legte viel Temperament in ihren Tanz. Dann brach sie ab, lachte leicht und fragte: „Gefällt Ihnen das?"

„Und wie!"

Diesmal legte sie einen langsameren Rumba auf.

In ihrem enganliegenden Jerseykleid kam sie auf mich zu. Im allgemeinen kann ich ganz anständig Rumba tanzen, aber heute nachmittag hatte ich zwei linke Füße. Denise Howard merkte sofort, daß das für sie kein reines Vergnügen sein würde. Aber mit einem falschen Lächeln um den Mund tanzte sie, bis die Platte zu Ende war.

„Nun", sagte sie ermutigend. „Das war gar nicht schlecht. Sie haben große Möglichkeiten und ein feines Gefühl für den Rhythmus. Sie werden Wunder erleben. Nach kurzer Zeit werden alle Ihre Freunde Sie beneiden."

„Kann ich Sie als Lehrerin haben?"

„Es würde mich freuen, aber meine Stunden sind sehr unregelmäßig verteilt."

„Meine auch. Ich habe einen verrückten Beruf."

„Ja?" Sie war offensichtlich neugierig. „Was soll das heißen?"

„Reklame. Ich mache Fernsehsendungen für meine Firma."

Ein hoffnungsvoller Glanz kam in ihre blauen Augen. „Ist das nicht ein netter Zufall? Ich habe selbst schon fürs Fernsehen gearbeitet."

Ich schaute sie eifrig an und schnalzte mit den Fingern. „Deshalb kamen Sie mir so bekannt vor. Sah ich Sie nicht vor einigen Wochen?"

„Nur in einer kleinen Rolle."

„Aber Sie waren gut. Wer ist Ihr Agent?"

„Ich habe keinen."

„Ach, nein! Bei diesem Aussehen und diesem Talent?"

„Können Sie mir helfen, Herr Astaire?"

„Nennen Sie mich Edwin. Wir müssen die Sache unbedingt einmal besprechen."

„Paßt es Ihnen heute abend?" Es schien ihr wichtig zu sein.

„Wissen Sie was? Geben Sie mir Ihre Telefonnummer, und ich rufe Sie rechtzeitig an."

Sie kritzelte rasch etwas auf einen kleinen Zettel und reichte ihn mir.

Ich nahm ihn; zugleich mußte sich mein Gesicht verändert haben.

„Ist etwas nicht in Ordnung, Herr Astaire?"

„Doch, doch. Ich habe nur noch nicht zu Mittag gegessen, und dieser Rumba machte mich ein wenig kribbelig. Halten Sie sich frei heute abend, Fräulein Howard. Ich rufe Sie an."

Ihre Stimme folgte mir noch, als ich den Korridor entlang ging: „Vergessen Sie es nicht!"

Draußen zog ich den blaßblauen Briefumschlag, den Amy Vandorn mir gegeben hatte, hervor und verglich die Schrift mit der Telefonnummer, die Denise Howard soeben für mich notiert hatte. Die beiden Schriften hatten nichts miteinander zu tun.

Ganz offensichtlich hatte Denise Howard den kleinen Liebesbrief nicht verfaßt. Hatte ich das falsche Mädchen erwischt?

Das war doch ziemlich unwahrscheinlich, wenn man bedachte, daß sie im Gracie Park Hotel wohnte und sich mit Arnold Parish traf. Vielleicht gab es noch eine dritte Partei, die ein Interesse daran hatte, Amy Vandorn weiszumachen, ihr Mann sei ein Schürzenjäger. Parish? Wollte er Denise für sich allein?

Ich ging in die nächste Telefonkabine und rief meinen Freund Peter Kilborn, den Mann vom Schatzamt, an. Er war sichtlich erfreut, mich sprechen zu können: „Jordan! Ich versuchte schon lange, Sie zu erreichen. Haben Sie meine Nachricht erhalten?"

„Nein. Was ist los?"

„Haben Sie je von einem Mann gehört, der Borg heißt? Louis Borg?"

„Nein . . ."

„Das ist unser Mann. Ich erhielt gerade Bescheid über die Fingerabdrücke, die ich in Laura Bantons Zimmer fand. Louis Borg, alias Hugo Ritter. Er ist ein sehr schlüpfriger Geselle. Wir hatten ihn schon bei Rauschgiftschmuggel, Falschgeldgeschäften und ähnlichem ertappt, aber immer konnte er sich wieder losmachen. Diesmal wird er uns nicht entwischen."

„Ich möchte ihn eigentlich gern selber fassen. Wissen Sie, wo er sich aufhält?"

„Noch nicht." Kilborn schwieg einen Augenblick. Dann sagte er: „Ich mache Ihnen einen Vorschlag, Jordan. Kümmern Sie sich nicht um Borg. Überlassen Sie ihn uns."

„Sie vergessen etwas", warf ich ein. „Man verdächtigt mich des Mordes an Fred Banton. Und dieser Borg oder Ritter schuldete Banton zehntausend Dollar. Er scheint der Polizei sehr angelegentlich

*(Fortsetzung Seite 56)*

# Welterfolge der

# im Kampf gegen

**Ein kleines, genial konstruiertes deutsches Heilgerät steht seit Monaten im Blickpunkt des Weltinteresses: Die nach dem Prinzip der Warmluftatmung entwickelte HICO-Climamaske wurde von der medizinischen Fachwelt schnell anerkannt und brachte schon tausenden Menschen Linderung und Besserung bei vielen Erkältungskrankheiten. Medizinische Fachzeitschriften und Fachpublizisten wiesen auf die verblüffenden Heilerfolge mit der HICO-Climamaske hin ... Die Tages- und Wochenpresse im In- und Ausland berichtete in Großaufmachung darüber, wie man in kürzester Zeit über Erkältung und Schnupfen triumphiert ...**

## Erstaunliche Heilerfolge bei allen Erkältungskrankheiten im Bereich der Atemwege!

Seit tausenden Jahren weiß man, daß Klimaveränderungen Erkrankungen der Atemwege günstig beeinflussen und heilen können.
Dieser uralten Wärmetherapie bedient sich die HICO-Climamaske, die sich bei der Behandlung von Erkältungskrankheiten hervorragend bewährt hat. Man braucht nichts weiter als eine Steckdose und eine HICO-Climamaske, um sich — unabhängig von der Jahreszeit — jederzeit und überall, daheim und auf Reisen, die heilende, hohe, trockene Temperatur der Mittelmeerländer nutzbar zu machen. Auf einfachste Weise bringt man so heilende Wärme, wie die Natur selbst sie spendet, an die Atmungsorgane heran. Der Gesichtsteil der Maske ist abnehmbar und nach Gebrauch leicht zu sterilisieren. Das Atmen durch die Climamaske ist leicht, angenehm und äußerst wohltuend. Die Temperaturen liegen regulierbar zwischen 38 und 52° Celsius, so wie man sie etwa in Ägypten antrifft. Selbst Kreislaufkranken ist die Warmluftatmung bei niedriger Wärmeschaltung gut verträglich. Zusätzlich wird die trockene Warmluft mit schleimhautaktiven, ätherischen Ölen angereichert, so daß die heilende Wärme mit aromatisierter pflanzlicher Heilkraft verbunden ist. Die Heilerfolge durch Warmluftatmung grenzen ans Wunderbare: Wer einen frischen Schnupfen bekommt, ist mit der HICO-Climamaske oft schon nach fünf Minuten geheilt. Ist der Schnupfen in weiterer Entwicklung oder auf dem Höhepunkt, sind 3—4 Stunden Behandlungsdauer nötig. Bei akuter Bronchitis braucht man zur Ausheilung meist nur wenige Stunden. Auch bei Erkältungsasthma sind die Erfolge überzeugend: Wer sich die Zeit nimmt und jeden Abend etwa eine Stunde Warmluft atmet, verliert sein Leiden oft auch dann, wenn er über viele Jahrzehnte hindurch davon gequält war. Hals-, Mandel- und Rachenentzündungen klingen meist schon nach wenigen Stunden Warmluftatmung ab. Geradezu unglaublich sind die Heilerfolge bei Nebenhöhlenentzündungen. Die Patienten sind glücklich, daß sie nach langen Jahren des Leidens, der Operationen und Nachoperationen endlich durch die HICO-Climamaske von ihren Beschwerden befreit wurden.

Literatur:
Steinbart, H.: Künstlich erzeugtes Klima bei Erkrankungen der oberen Luftwege, „Ärztliche Praxis", Heft 29 (1959). Zimmer, I., Med. Universitäts-Klinik Köln (Direktor Prof. Dr. med. Dr. h. c. H.W. Knipping), zur Therapie der chronischen Bronchitis in „Therapie der Gegenwart", Heft Nr. 1 (1960).

Bedenkt man, daß es Wissenschaftler und Hersteller gelang, den Preis dieses Gerätes in geradezu sensationell niedrigen Grenzen zu halten, so wird klar, daß mit der HICO-Climamaske ein wirklicher und echter Fortschritt im Kampf gegen die Erkältungskrankheiten erzielt wurde, die alljährlich mehrere Male Millionen Menschen befallen.

***Atmen Sie heilende Warmluft und –***

***Ihr nächster Schnupfen findet nicht statt!***

## WELTPATENTE

Für die HICO-Climamaske wurden das Deutsche Bundes-Patent und viele Auslandspatente erteilt. Es gibt heute kaum ein Land der Welt, in dem die HICO-Climamaske nicht erfolgreich angewendet wird.



## Kinder sind begeistert,

wenn quälende Erkältung und Schnupfen durch die Warmluftatmung geradezu „spielend" verschwinden. Mit „ihrer" HICO-Climamaske lassen sie sich allzugern von Mutti behandeln. Sie sind förmlich stolz darauf, wenn die arge Erkältung sozusagen „über Nacht" gebannt ist. Wer Kinder hat, kann ermessen, was es bedeutet, den Kleinen auf solch einfache Weise ohne jegliche Medikamente Befreiung zu verschaffen . . .

## Der Henker war mir unsympathisch

*(Fortsetzung von Seite 53)*

aus dem Weg zu gehen, und ich möchte wissen, warum."

„Schieben Sie uns doch nicht beiseite."

„Nein, ganz und gar nicht. Ich will Ihnen nur helfen. Entschuldigen Sie, aber ich muß jetzt weiter."

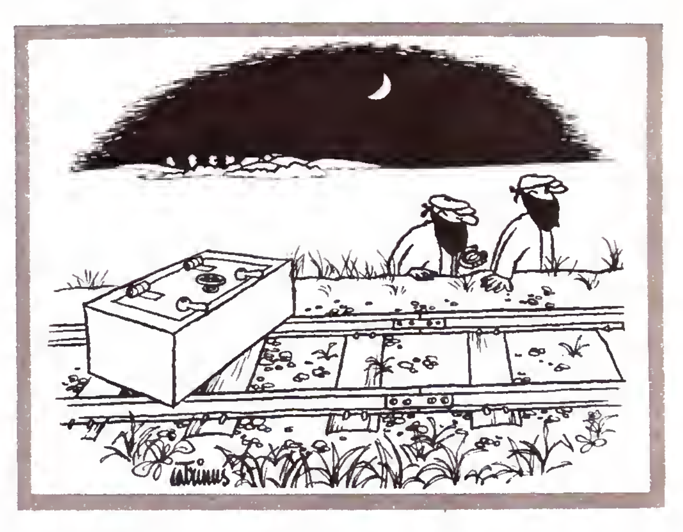
Es war vielleicht ungehörig, so rasch abzubrechen, aber ich war jetzt nicht in der Laune, seine Einschüchterungen und Ermahnungen anzuhören. Louis Borg oder Hugo Ritter. Wie findet man einen Mann in einer Achtmillionenstadt? Es ist nicht schwer, in New York anonym zu bleiben.

Plötzlich hatte ich eine Idee, die weiterführen konnte. Ich verließ die Telefonkabine und begab mich auf dem kürzesten Weg zum Wickford-Hotel.

Ich ging gleich auf das Büro des Direktors zu.

Der kleine glatzköpfige Mann saß hinter seinem Schreibtisch und hielt eben ein Glas Milch in der Hand, während ein halbgegessenes Grahambrot vor ihm lag. Fünf Minuten lang mußte ich ununterbrochen auf ihn einreden, bis ich ihn so weit hatte, daß er mich nicht für einen Totschläger hielt. Immerhin hatte Kommissar Nola schon Vorarbeit geleistet, indem er seine Zweifel an meiner Schuld bekundet hatte.

Endlich nickte der Direktor und blickte voller Abscheu auf sein Grahambrot. „Schlechte Verdauung", brummte er. „Sie glauben also, Sie seien hier in Schwierigkeiten geraten. Kann schon sein. Führen Sie einmal ein Hotel. Zu viele Bestellungen, zuwenig Zimmer, freche Gäste, schlampige Zimmermädchen und hitzige Angestellte. Und dann kommt immer noch der Staat, der seine Nase in alles stekken will."



Er redete sich in immer größere Aufregung. „Zuletzt erscheint noch dieser Banton und läßt sich hier umbringen. Ausgerechnet in meinem Hotel. An wem bleibt letzten Endes die Schuld hängen? An mir!"

Ich bezeigte ihm meine herzliche Sympathie.

Er trank einen Schluck Milch und lachte kurz auf. „Sie sind also frei. Das beweist Ihre Unschuld. Denn ein Mörder würde doch nie den Tatort wieder besuchen, oder? Ich jedenfalls würde mich weit weg begeben. Aber sagen Sie mir nun, Herr Jordan, was kann ich für Sie tun?"

„Stimmt es", fragte ich, „daß die meisten Hotels die Telefongespräche notieren, die von den Gästen gemacht werden?"

„Ja. Wir tun es wegen der Rechnung."

„Wie lange bewahren Sie diese Notizen auf?"

„Bis die Rechnung bezahlt ist."

„Dann haben Sie wohl noch alle Aufzeichnungen vom laufenden Monat?"

„Allerdings."

„Und wie steht es mit den ankommenden Gesprächen?"

„Nur wenn ein Gast gerade auswärts ist und der Anrufende etwas ausrichten läßt, schreiben wir es auf. Der Zettel wird dann in das Brieffach gelegt."

„Machen Sie davon eine Doppelausfertigung?"

„Was denken Sie denn? Wir haben so schon genug Papier."

Ich war enttäuscht. Eine Nachricht, Louis Borg unter einer bestimmten Nummer anzurufen, wäre genau das gewesen, was mir fehlte.

„Haben Sie eine Liste der Gespräche, die Fred Banton führte?"

„Ja, natürlich."

„Darf ich sie sehen?"

Er erhob sich. „Warten Sie einen Augenblick."

Während der Direktor draußen war, lauschte ich dem bienenhausartigen Summen, das einem so großen Hause wie diesem eigen ist. Dann hielt ich den Zettel in der Hand, auf dem nur drei Nummern immer wieder erschienen, eine noch häufiger als die andern. Ich schrieb sie ab, während der Direktor brummte: „Ich hoffe, all das dumme Geschwätz über uns hört jetzt auf."

„Wahrscheinlich." Ich dankte ihm für seine Bemühungen. Daß er mir die Hand nicht reichte, bewies mir, daß er immer noch seine Zweifel hegte.

Ich telefonierte mit Kommissar Nola. Seine Stimme tönte erstaunlich milde: „So, Herr Rechtsanwalt, es gelang Ihnen also, einige Dinge aufzuspüren. Und zudem spazieren Sie frei herum. Bei einem Mordfall ist das eine Leistung, zu der ich Ihnen gratulieren möchte."

„Haben Sie einen Bleistift da, John?" fragte ich. „Dann schreiben Sie sich bitte diese Telefonnummern auf. Versuchen Sie herauszufinden, wer dahintersteckt. Solche Auskünfte werden doch nur der Polizei gegeben."

„Haben diese Nummern etwas mit dem Banton-Fall zu tun?"

„Ich bin nicht sicher. Aber Banton hat diese Nummern oft angerufen. Und ich will nichts unversucht lassen."

„Bleiben Sie am Apparat." Ich hörte, wie er Instruktionen erteilte und dann wieder zurückkam. „Was hat übrigens das Stückchen blauer Samt zu bedeuten? Ich konnte nichts damit anfangen. Sie etwa?"

„Ich weiß nur, daß Banton es seiner Schwester zur Aufbewahrung gab und es als wichtig bezeichnete. Was ist eigentlich mit dem Schuldschein von Hugo Ritter los? Haben Sie da etwas herausfinden können?"

„Noch nicht. Kilborn war hier und prüfte ihn. Haben Sie mir sonst noch etwas zu berichten?"

„Ja. Hugo Ritter heißt eigentlich Louis Borg und hat ein ellenlanges Sündenregister. Wahrscheinlich wissen Sie nichts von ihm, weil es lauter Verbrechen sind, die von der Bundespolizei bearbeitet werden."

Nolas Stimme wurde scharf. „Woher wissen Sie das?"

„Von Kilborn. Ritter war vor kurzem bei Laura Banton und wollte den Schuldschein. Er durchsuchte die ganze Wohnung. Kilborn fand in ihrem Zimmer seine Fingerabdrücke und verglich sie mit dem Register der Bundespolizei."

Einige Sekunden schwieg Nola. Dann sagte er sehr kalt: „Warum habe ich davon nicht früher gehört?"

„Ich dachte, Kilborn würde Ihnen Bescheid geben. Ich habe ja mit dem Falschgeld nichts zu tun. Sie können schließlich nicht von mir erwarten, daß ich alles allein trage, John. Wenn doch die Polizei . . ."

Ich hielt inne, weil es keinen Zweck hatte, zu mir selber zu sprechen. Nola hatte den Hörer aufgelegt.

Sofort steckte ich eine Münze in den Apparat und rief noch einmal an. Wienick nahm diesmal ab. Es dauerte eine Weile, bis er mir antwortete: „Nola ist rausgegangen, um sich etwas zu beruhigen."

„Er wollte einige Telefonnummern für mich ausfindig machen."

„Ja. Das haben wir schon getan. Hier das Resultat: Zwei der Nummern sind privat. Die eine gehört Laura Banton, die andere einem Anwalt, der Nicholas Strang heißt. Mit der dritten erreicht man das Hotel Cambridge an der 27. Straße. Noch etwas?"

„Ja. Sagen Sie Nola, daß ich ihm sehr dankbar bin."

Ich verließ die Telefonkabine. Drei Nummern. Laura Banton, das war verständlich. Was mit Nicholas Strang los war, ließ sich später herausfinden, aber das Cambridge-Hotel mußte sofort untersucht werden. Mit einem Taxi war ich in einer Viertelstunde dort.

Es war ein altes, wenig ansprechendes Hotel. Vor dem Eingang war unter einer schäbig aussehenden Topfpalme ein Plakat angebracht. Es machte Passanten darauf aufmerksam, daß sich im obersten Stock ein Dampfbad und ein Schwimmbad befanden, daß Schwedische Massage geboten wurde, und daß die Angestellten dort vierundzwanzig Stunden lang jedermann zur Verfügung standen.

Ich schlüpfte in eine Telefonkabine in der Nähe, rief das Hotel an und verlangte Hugo Ritter.

„Einen Augenblick", sagte der Portier, und es klickte einige Male im Hörer. Dann sprach er wieder: „Herr Ritter hat eine Nachricht zurückgelassen. Er befindet sich im Augenblick oben im Dampfbad, wird aber in ungefähr einer Stunde wieder in seinem Zimmer sein. Darf ich ihm etwas ausrichten?"

„Ja. Sagen Sie ihm, Herr Banton habe angerufen."

Das war kindisch, aber ich konnte der Versuchung nicht widerstehen. Ich betrat das Hotel, nahm den Lift und fuhr zu den Bädern hinauf. Nachdem ich mich ausgezogen hatte, sprang ich über die Ecke des Schwimmbassins und eilte auf eine große Tür zu, die ein Schild „Dampfbad" trug. Ich öffnete die Tür und befand mich alsbald in einem Ofen. Jede Pore meines Körpers war augenblicklich offen, und der Schweiß rann in Strömen an mir herunter. Meine Augen mußten sich erst an den Dampf gewöhnen, der zischend aus den Röhren drang, die ringsum den Wänden entlang geführt waren.

In dem Raum befand sich noch ein Mann. Nach Lauras Beschreibung mußte dieser Fettklumpen Hugo Ritter sein. Er saß plump auf einem Stuhl und ließ die Hände zwischen den Knien herunterhängen. Sein unförmiger Bauch sah aus wie ein harter Medizinball.

Er saß regungslos da, starr vor sich hinblickend wie ein Buddha. Das Wasser tropfte nur so an ihm herab.

„Hu! Heiß!" sagte ich geistvoll.

Zur Antwort bekam ich nur ein unverständliches Grunzen.

„Man darf wohl nicht zu lange hier drin bleiben", fuhr ich gesprächig fort. „Extreme Hitze oder Kälte tun dem menschlichen Körper nicht gut."

„Sind Sie Arzt?" fragte der Koloß.

„Nein. Ich kann kein Blut sehen. Ich bin Rechtsanwalt."

Er grunzte und fing an, seine Schenkel zu kneten.

Wieder begann ich: „Was ist denn los mit Ihnen, Borg? Mögen Sie Anwälte nicht?"

Seine Finger hielten im Kneten inne, und sein schwerer Kopf fuhr in die Höhe. Er war auf die Ecke seines Stuhles gerutscht, während er mich aus schmalen Augenschlitzen betrachtete. Sein Stimme fragte leise und langsam: „Wie nannten Sie mich eben?"

„Borg", antwortete ich. „Louis Borg. Oder wollen Sie lieber Hugo Ritter genannt werden? Keiner der beiden Namen ist besonders schön. Im übrigen sollten Sie sich nicht über Anwälte lustig machen, weil Sie sehr bald selbst einen brauchen werden."

Nichts bewegte sich in seinem Gesicht. „Wovon reden Sie eigentlich?"

„Ich spreche von dem Mann, der Ihnen zehntausend Dollar lieh und sich nachher ermorden ließ. Von Fred Banton. Sie suchten seine Schwester auf, weil Sie Angst hatten. Sie versuchten . . ."

Ritter stand jetzt auf, den Kopf tief in den Schultern wie ein Bär. „Wer sind Sie, Kerl?"

„Die Beleuchtung hier drin ist schlecht, sonst hätten Sie mich längst erkannt. Denn auch Sie müssen meinen Namen in den Zeitungen gelesen haben. Ich heiße Jordan, Scott Jordan."

Der Dampf zischte unaufhörlich aus den Röhren, und Wasser strömte an seinem Körper herunter. Er wischte sich mit dem Daumen über die Stirn. „Was für ein Spiel treiben Sie hier?"

„Kein Spiel. Ich möchte nur wissen, warum Ihnen Banton zehntausend Dollar lieh? Und ich möchte wissen, warum Ihnen so viel daran lag, den Schuldschein zurückzubekommen?"

„Er hat mir keinen Cent geliehen."

„Auf diese Weise kommen Sie nicht weiter, Ritter. Ich habe den Schein mit

9107-05

# Giselas Fernseh-Cocktail



„Schrecklich, diese Rosinen in der rheinischen Küche", *entsetzte sich Susanne von Almassy nach der Sendung von „Die erste Mrs. Selby" in Köln. „Im Sauerbraten fand ich Rosinen und sogar im Kasseler." Als ich ihr an Stelle eines Abendessens den Besuch der Oper „Der Barbier von Sevilla" empfahl, sagte sie: „Ach, da ist ja auch eine »Rosine« drin."*

Josef Sieber und einige seiner Kollegen hatten in „Untergang der Freiheit", einem Schauspiel von Jan de Hartog, nicht viel mehr zu tun, als ihren milieugetreuen Typ unter gelegentlichem Öffnen des Mundes um die beiden Hauptfiguren herumzuscharen. Ich schlage deshalb vor, solche Aufgaben in Zukunft durch einen besonderen Nachspann zu würdigen: „Die Personen und ihre Dasteher waren ..."

●

Einen kleinen Angestellten, der in einer Kellerei den ganzen Tag Weinflaschen zählen muß und dabei von großen Heldentaten träumt, spielt Ralf Bendix in der Hamburger Fernsehrevue „Träumereien — nicht von Schumann". Glanzstück soll eine Parodie auf Liberace, das als Mammis Liebling bekannt gewordene Etüdenbaby, werden. Eine Aufgabe, die Bendix eigentlich nicht schwerfallen dürfte. Schließlich hat er als Gegenspieler nur einen ... Armleuchter.

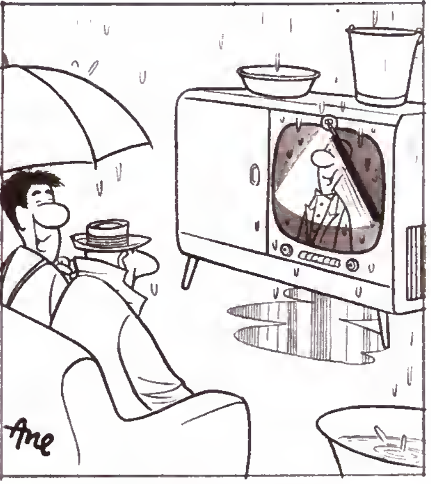
●

„Gut, daß gestern abend unser Fernsehgerät kaputt war", erzählte meine Freundin Lieselotte, „es war zum erstenmal wieder ein richtiger, netter Familienabend wie in alten Zeiten." „Verstehe". freute ich mich mit ihr, „sicher mit Hausmusik, Gesellschaftsspielen und Rezitationen?" „Nein", erwiderte sie, „wir haben mal wieder Radio gehört."

Das Fach der guten Rollen trat Carl Kuhlmann im Fernsehen an. Nach „Nobelpreis" und „Professor Schellfisch" spielt er unter der Regie von Gustav Burmester die Titelrolle in Edzard Schapers „Simon". Privat widmet er sich mehr dem Fach der guten Mollen. Mit Erfolg: Eine Szene, die dem Regisseur Erich Engel während der Berliner Proben für ein Bühnenstück tagelang nicht gefiel, bekam erst Format, als Kuhlmann unmittelbar nach einem ausgedehnten Frühschoppen zur Probe kam. „Ja", rief Engel anerkennend, „jetzt hast du den großen Atem." Worauf Kuhlmann meinte: „Hoffentlich spürt man den nicht in der ersten Reihe."

## Viel Lärm um nichts

**Mehrere hundert Zuschriften erhielt der Hessische Rundfunk auf seinen Appell an junge Leute zwischen 14 und 24 Jahren, Vorschläge für eigene kleine Fernsehprogramme einzureichen. Ergebnis: Keine originellen neuen Ideen. Mit anderen Worten: „Wie die Alten sungen ..."**



*„Habe ich angebracht, seitdem es bei uns durchregnet."*



**Vom Fernsehapparat bis zum Sessel** *ist keine lange Leitung mehr erforderlich, um die Bildhelligkeit und die Lautstärke zu regulieren. Die Firma Grundig brachte jetzt einen Ultraschallsender als drahtlosen Ferndirigenten heraus.*

●

In der Schule. „Karlchen, wenn dein Vater jeden Monat siebzig Mark spart, was hat er dann am Schluß des Jahres?" „Einen Fernsehapparat, Herr Lehrer!"

## Kleine Wochenschau

**■ DORIT KREYSLER nennt ihren Schäferhund „Rubi". „Weil er der Rubirosa unter den Hunden unseres Viertels ist", erklärt sie.**
**■ PETER WECK zieht im österreichischen Fernsehen eine eigene Schau auf. Kommentar eines Kollegen: „Hoffentlich ist's keine Sendung zum »Weck-Schauen«."**
**■ SCHLUSSPUNKT: „Du hörst mir nicht zu." „Doch." „Nein, du hörst nur mit dem einen Ohr zu, mit dem anderen siehst du fern!"**

Bis zur nächsten Woche ... Ihre

Gisela Schlüter

## Der Henker war mir unsympathisch

eigenen Augen gesehen, und Ihre Unterschrift kann geprüft werden. Sie versuchten, ihn bei Bantons Schwester zu erwischen. Dort haben Sie unvorsichtigerweise Ihre Fingerabdrücke hinterlassen, so daß man Sie ausfindig machen konnte."

In seinen Augen blitzte es. „Also hatte sie den Schein doch in der Wohnung."

„Nein. Sie hatte ihn schon mir gegeben, und ich hatte ihn der Polizei gesandt."

Er zuckte die Schultern. „Das ist das, was ich vermeiden wollte. Nachdem Banton ermordet worden war, befürchtete ich, die Polizei könnte den Schein finden und annehmen, ich hätte Banton getötet, um mich von der Schuld zu befreien."

„Und haben Sie es getan?"

Er reckte sich. „Ich bin ein ehrlicher Geschäftsmann."

„So, so. Trotzdem ist Ihr Name der Polizei recht gut bekannt."

„Man konnte mir nie etwas nachweisen."

„Da hatten Sie Glück. Warum lieh Ihnen Banton soviel Geld?"

„Ich machte gerade ein Geschäft, und er wollte daran teilhaben. Hören Sie, Jordan, wir gehen in mein Zimmer hinunter und sprechen dort weiter. Es ist zu heiß hier drin."

Da hatte er wirklich recht. Ich konnte es kaum mehr aushalten. Aber hier waren wir allein, und er hatte keine Waffe.

„Mir gefällt es hier gut", sagte ich. „Sie wollen doch abnehmen? Also erzählen Sie mir ruhig von Ihrem Geschäft mit Fred Banton."

Borg lachte einmal kurz und unsicher auf. „Sie müssen ja Stroh in Ihrem Kopf haben, Kerl."

„Glauben Sie? Ich habe das Gefühl, daß Sie die ganze Sache in der Hand hatten, daß Sie den Drucker und den Papierlieferanten kannten. Und daß Sie die falschen Zwanzigdollarnoten auch in Umlauf brachten, die so gut nachgemacht sind, daß nur ein Fachmann sie erkennen kann. Aber für dieses Geschäft brauchten Sie erst einmal echtes Geld, und Banton war gerade der rechte Mann dafür."

Ritter bewegte sich nicht. Man sah die geschwollenen Adern an seinen Schläfen klopfen. Ich hatte aufs Geratewohl gesprochen, aber jetzt konnte ich feststellen, daß ich richtig geraten hatte.

„Banton war sehr vorsichtig", fuhr ich fort. „Er wollte die Ware sehen, bevor er sich auf etwas einließ. Deshalb brachten Sie ihm einige Muster, und da ihm gefiel, was er sah, machte er mit. Dann wurde Banton plötzlich ermordet. Sie bekamen es mit der Angst zu tun, denn man konnte ja den Schuldschein finden und Nachforschungen anstellen. Und das war das letzte, was Sie sich wünschten. Sie wußten, daß Banton eine Schwester hatte, und nahmen an, daß der Schuldschein vielleicht bei ihr zu finden sei. Deshalb machten Sie ihr einen Besuch."

Er hatte seine riesigen Hände zu Fäusten geballt, schwieg aber immer noch.

„Es heißt, daß das Schatzamt und die Staatspolizei sehr daran interessiert sind, gewissen falschen Zwanzigdollarnoten auf die Spur zu kommen. Haben Sie nicht etwa dafür Geld von Banton geborgt?"

Mit heiserer Stimme stieß er hervor: „Sie wissen nicht, wovon Sie reden."

„Vielleicht, vielleicht auch nicht. Aber ich bin gespannt, was die Polizei finden wird, wenn sie Ihr Zimmer durchsucht. Die wird alles Stück für Stück auseinandernehmen, um die gefälschten Noten zu finden. Und wenn sie . . ."

Hugo Ritter hörte mir nicht länger zu. Er drehte sich um und tat etwas Seltsames. Er griff nach einem der Bretter, die als Schutz vor den Dampfröhren angebracht waren, und riß daran. Es lockerte sich und fiel schließlich in einem Kalkregen zu Boden. Ritter riß ein zweites los, und erst jetzt merkte ich, was er im Schilde führte.

Wenn es ihm gelang, mich gegen die siedend heißen Röhren zu drücken, würde ich in weniger als einer Minute erledigt sein.

Jetzt drehte er sich um und kam, geduckt wie ein Bär, auf mich zu.

*(Fortsetzung folgt)*

## Zu unserem Titelbild





**Nadja und Natascha.** Nadja Maria Tiller, geboren in Wien am 16. März 1929 als Tochter eines Hofschauspielers, liebkost ihr Kind Natascha, geboren am 21. Dezember 1959 in Hamburg: Eine für das Glück aller Mütter gültige Szene. Der stolze Vater, Walter Giller, hielt hilfsbereit das Blitzlicht für den Fotografen. Dieses Bild vom häuslichen Glück bildet einen reizvollen Kontrast zur jüngsten Aufnahme des vielbeschäftigten Filmstars, die Nadja Tiller als aparten Vamp in vielgepriesener Schlankheit zeigt (links).

**Das große Glück der Nadja Tiller:**

# Ein „Vamp" wurde Mama!



**Deutsches Leinwand-Baby Nr. 1.** Was das Baby der Brigitte Bardot für Frankreichs Fans bedeutet, ist jetzt Klein-Natascha für die deutschen Filmfreunde. Sie mögen aus diesem Bild schauspielerische Fähigkeiten im Kopieren der Mimik der schönen Mama herauslesen.



**Der Stolzeste im Haus** ist der Papa Walter Giller, ein Schauspieler, der viel Sinn für Clownerien hat. Er sammelt Gemälde von dummen Augusten, Clown-Puppen und spielt im Film gern drollige Gestalten. „Klein-Natascha" wird eine fröhliche Jugend haben, so meint Klaus Collignon, der das glückliche Terzett und Nadja Tiller als „Kronprinzessin" im Bild festhielt.



# neu




## *noch besser!*

**Gesteigerte Qualität**

**erhöhter Karies-Schutz – gleicher Preis**



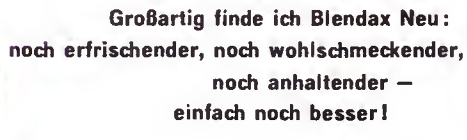





**300 000 Tuben pro Arbeitstag** – das magische Auge paßt auf. Automatisch bringt es die Blendax-Tuben in die richtige Lage, damit die Abfüllmaschinen sie vorschriftsmäßig füllen und schließen können. So modern und rationell arbeiten alle Einrichtungen im Blendax-Werk. Darum auch erhalten Sie Blendax Neu bei so guter Qualität zu einem so vorteilhaften Preis.

**Von Mainz bis Paris,** so weit würden die aneinandergereihten Blendax-Tuben aus einer Monatsproduktion reichen. Ständig bringen Fernlaster und Güterzüge Blendax Neu in alle Teile der Bundesrepublik. 200 Zwischenläger sorgen für die schnellste Belieferung von Millionen Verbrauchern. Deshalb kaufen Sie Blendax Neu – mit erhöhtem Gehalt an Anti-Enzym BX gegen Karies – überall fabrikfrisch.








# Blendax

die meistgekaufte Zahnpasta Deutschlands



„Suzie Wong" heißt der Film, in dem die attraktive Eurasierin France Nuyen die Hauptrolle verkörpern sollte. Der Streifen war zur Hälfte abgedreht, als die Produzenten sie fristlos entließen. France war für ihre Rolle zu dick geworden. Um Marlon Brando zu vergessen, der sich anderen exotischen Schönen zuwandte, suchte France Trost in überreichlichen Mahlzeiten. Das verdarb ihre Figur und eine einmalige Filmchance . . .

## Alle lieben Marlon



**Halb Filipino, halb Ungarin** ist Hollywood-Starlet Barbara Luna. Ihr opferte Marlon Brando seine Liebe zu France Nuyen.



**Portorikanisches Blut** fließt in den Adern von Rita Moreno. Sie konkurriert im Kampf um Marlons Gunst mit Barbara Luna — beide zusammen bedeuten das vorläufige Ende für France Nuyens aussichtsreiche Karriere.

# GESCHICHTEN VON HEUTE

*Eineinhalb Jahre lang schlief ein Mann aus Bielefeld heimlich Nacht für Nacht im Hauptpostamt. Vor kurzem wurde er erwischt. Pünktlich, bevor der Nachtwächter kam, war der Umhertreiber, der sich weder um Frau noch Kinder kümmerte, von einem Waschraum zu seinem Schlafplatz unter der Packkammer des Postamtes eingestiegen. Der Präsident der Oberpostdirektion stellte Strafantrag wegen Hausfriedensbruchs.*

*In Lüdenscheid traf abends ein Einwohner einen Mann, der kein Schuhzeug anhatte. Plötzlich drehte sich der Fremde um und forderte ihn barsch auf, seine Schuhe auszuziehen. Der Lüdenscheider gehorchte. Der andere zog die Schuhe an. Erst auf der Polizeiwache erfuhr der Bestohlene, daß der Mann auf Socken ein entlaufener Sträfling gewesen war.*

*In Hannover lernte ein junges Mädchen einen Mann kennen und verliebte sich auf den ersten Blick in ihn. Als er sich verabschiedete, bat er sie um ein Pfand für ein Wiedersehen und erhielt ihren Gepäckschein. Später kamen dem Mädchen aber Bedenken. Es ging zum Bahnhof, um seine Koffer zu sichern. Hier traf sie den Galan wieder, der gerade im Begriff war, sein Liebespfand einzulösen.*

*In Altenessen entlarvte sich ein Einbrecher selbst. Als er eine Gaststätte, in der er zusammen mit seiner Frau bis Mitternacht gezecht hatte, verlassen wollte, griff er in die Manteltasche, um sich eine Zigarette anzuzünden. Dabei geriet seine Hand an den Abzugsbügel seiner entsicherten Pistole, und ein Schuß ging los. Niemand wurde verletzt, aber vor Schreck ging der Einbrecher zur nächsten Polizeiwache, meldete den Vorfall, gestand drei Einbrüche und auch noch einen vierten, den er vorhatte.*

*Bei einem Wettbewerb um die neue Nationalhymne für Nigeria, an dem 16 Komponisten aus verschiedenen Nationen teilnahmen, fiel der Preis an einen jungen Nigerier. Kurz bevor ihm aber der Preis überreicht werden sollte, wurde die Jury von einem durchreisenden Engländer darauf aufmerksam gemacht, daß es sich bei der preisgekrönten Weise um einen alten englischen Militärmarsch handele. Die Preisverleihung wurde verschoben.*

*Ein Herrenschneider in New York, der mit einer Berufsringerin verheiratet ist, ging zum Scheidungsrichter und reichte seine Ehescheidungsklage ein mit der Begründung, seine Frau zwinge ihn in Ermangelung von Trainingspartnerinnen, hin und wieder mit ihr zu ringen. Da er über geringere Kräfte verfüge, sei er stets im Nachteil. Der Antrag auf Ehescheidung wurde mit der Begründung abgewiesen: Männer von Berufsringerinnen müßten mit solchen Möglichkeiten rechnen.*

*In Ohio in Amerika wurde eine Televisions-Schützengilde gegründet. Auf 250 Meter schießen die Schützen auf alte, ausgediente Fernsehapparate. Jeder Schütze hat drei Schuß auf drei Geräte abzugeben. Die Apparate werden eingeschaltet, und ein guter Schuß muß im Zentrum des Bildschirmes sitzen. Wer die meisten Fernsehschirme im Laufe des Jahres zerschießt, ist „Fernseh-Schützenkönig".*

*In Rom reichte eine Abgeordnete der Linken eine Anfrage im Parlament ein, durch die sie von der Regierung erfahren will, weshalb in den Ruinen von Pompeji die anstößigen Fresken-Gemälde nur von Männern besichtigt werden dürfen. Die Abgeordnete beruft sich auf die italienische Verfassung, die die Gleichberechtigung der Frau auf allen Gebieten vorschreibt.*

*Als in Columbus in Georgia der Arzt dem 23jährigen Ehemann Wallace Evans, der im Korridor eines Entbindungsheimes wartete, mitteilte, seine Frau habe Zwillinge bekommen, wurde der junge Vater, ein über zwei Zentner schwerer und 1,80 Meter großer Lastwagenfahrer, ohnmächtig. Er kippte um, brach sich dabei das Nasenbein, verlor zwei Schneidezähne, schnitt sich die Wange auf und verrenkte sich beim Sturz die Wirbelsäule. Mutter und Zwillinge waren wohlauf. Dem Vater ging es erst nach Tagen besser.*

*Voller Entsetzen betrachtete sich ein Kunde in einem römischen Frisiersalon. Der Friseur hatte ihm einen neuen Haarschnitt verpaßt. Der Enttäuschte nahm einen Spazierstock und drosch auf den Figaro ein. Dieser wehrte sich und griff zu einem Rasiermesser. Während beide sich schwere Verletzungen beibrachten, flüchteten die übrigen Kunden aus dem Salon, dessen Einrichtung völlig demoliert wurde.*

*Ein 22jähriger Schmied aus Augsburg, der von der Polizei festgenommen worden war, sprang auf der Polizeiwache plötzlich mit einem Hechtsprung durch das geschlossene Fenster. Er landete trotz der Handschellen mit einer vorbildlichen Rolle auf der Straße und konnte unverletzt entkommen. Als er später wieder festgenommen wurde, stellte sich heraus, daß er der Sohn eines Entfesselungskünstlers war.*

*Ohne voneinander zu wissen, legten in Berlin zwei Brandstifter auf dem Dachboden ein und desselben Hauses zur gleichen Zeit Feuer. Erst bei der Polizei stellte sich dieser einmalige Tatbestand in der Kriminalgeschichte heraus.*

*Zwei Untersuchungsgefangene stellten in einem Bonner Gefängnis fest, daß in der Zelle unter ihnen weibliche Gefangene untergebracht waren. Mit einem Nagel und einem Feilengriff machten sich die beiden ans Werk, hoben ein paar Fußbodenbretter ab und brachen ein Loch durch die Decke, durch das sie zu den Mädchen hinabstiegen. Das Schäferstündchen kostete die Beteiligten 14 Tage Arrest wegen Verstoßes gegen die Hausordnung. Wegen Sachbeschädigung und Beihilfe aber wurden alle vier außerdem noch zu Gefängnisstrafen zwischen einem Monat und vier Tagen verurteilt.*

*In Genua verurteilte ein Richter ein Brautpaar, das sich am Vorabend ihrer Hochzeit auf der Straße umarmt und einen Kuß gegeben hatte, „wegen Verletzung des öffentlichen Anstandes" zu zwei Monaten Gefängnis. Ein Polizist hatte den Vorfall von der anderen Straßenseite beobachtet.*



*Um die überlebensgroße Bronzeplastik eines Mannes vor karnevalistischen Übergriffen zu schützen, wurde im Aachener Elisengarten das Standbild „Der Sämann" mit Stacheldraht umgeben.*

*Ein 13jähriger Volksschüler aus Husum schrieb aus einem Sechsgroschen-Kriminalheft einen Erpresserbrief fast wörtlich ab und schickte ihn an einen Husumer Geschäftsmann. Für den Fall, daß die Polizei verständigt würde oder die geforderte Summe nicht gezahlt werde, drohte er — genau wie es im Buch stand — mit Mord. Durch eine Fahndungsaktion, an der auch die Bundeswehr beteiligt war, konnte der kleine Erpresser festgenommen werden.*

# Hurra! Sogar der Mond wurde blaß

**So feierte ganz Frankreich voller Stolz „seine" erste Atombombe. Vom Staatspräsidenten de Gaulle bis zum eingebürgerten ehemaligen Fremdenlegionär begrüßten die Franzosen den ersten Rauchpilz einer „schmutzigen" Plutonium-Bombe über der Sahara**



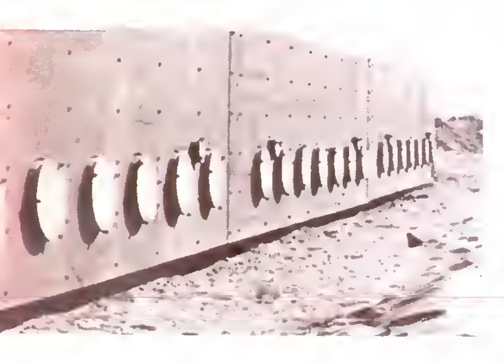
**Sahara gestern**



**... Sahara heute**



**Die Festung der Tuaregs** schützte den kriegerischen Stamm früher gegen Feinde. Sie wurde überflüssig und verfiel . . .



**Die Festung der Reporter** steht in der Nähe der Explosion. Sie schützt die automatischen Kameras gegen die Urgewalt Atom.

## Eine mörderische Fratze steht in der Wüste

**13. Februar 1960, 7.04 Uhr MEZ:** Ein roter Feuerball, von einer schwarzgrauen Wolke gekrönt, erhebt sich über dem Wüstensand. Der Feuerball mißt 300 Meter im Durchmesser und steigt 3000 Meter in den Himmel. Der Wüstenwind, verstärkt durch den Explosionssturm, fegt die Wolke nach Ostsüdost, wobei sich der Atompilz in furchterregender Weise verzerrt. Die erste französische Atombombe mit der dreifachen Sprengkraft der Hiroshima-Bombe ist die 250. in der Atomwaffengeschichte. Der Staatspräsident der V. Französischen Republik, Charles de Gaulle, begrüßt das Ereignis mit einem stolzen „Hurra". Ein französischer Rundfunkreporter wird beim Anblick der schaurigen Explosion lyrisch und ruft ins Mikrophon: „Sogar der Mond ist blaß geworden." Die westlichen Atomverbündeten Frankreichs, USA und England, kommentierten das Ereignis mit leicht ärgerlicher Zurückhaltung. Die Völker Afrikas aber, die mit Riesenschritten auf die Selbständigkeit zueilen, protestieren gegen die radioaktive Verseuchung ihres Erdteils. Die Franzosen griffen sehr tief in ihren Staatssäckel, um 15 Jahre nach der ersten Atombomben-Explosion einen technisch-wissenschaftlichen Fortschritt zu erreichen, der längst überholt ist. Frankreich hätte Geld und der Welt Ärger gespart, wenn die USA dem NATO-Partner die Atomgeheimnisse mitgeteilt hätten.



**Weiße Gespenster** riegeln die Wüste Hamoudja ab. Die modernen weißen Sklaven der Atomtechnik in ihrer gespenstig anmutenden Schutzkleidung sperren die alten Karawanenwege, auf denen einst schwarze Sklaven aus ihrer afrikanischen Heimat entführt wurden. Das ist der Fortschritt . . .

# Ski-Brettl vorm Kopf



„Wie sind hier die Aufstiegsmöglichkeiten?“
„Ausgezeichnet! Mit einer Bar fing ich hier an — jetzt sind's schon vier.“



„Woran denken Sie jetzt, Herr Skilehrer?“



„Das war der zwölfte Whisky!“